

Werner A. Disler

STUDIEN ZUR PATHOLOGIE DER NORMALITÄT

Property of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



© W. A. Disler 1975/2005



Institut für kritische Theorie und Selbstpsychologie, Zürich

Disler, W. A., 2005: Studien zur Pathologie der Normalität, Zürich
(Institut für kritische Theorie und Selbstpsychologie) 2005, 157 pp.

Inhalt

Einführung 2005	S. 3
Einführung 1975	S. 7
Normalität	S. 15
a) Der psychosoziale Normbegriff	S. 15
Erziehung als Normforderung	S. 26
b) Die deutschschweizerische Eigenart I und der anale Charakter	S. 32
Sozialisation und Charakter	S. 38
Die deutschschweizerische Eigenart 2	S. 54
Der autoritäre Charakter	S. 67
Autoritärer Charakter und Kommunikation	S. 72
Formen der Aggression	S. 78
Identität	S. 84
Exkurs: Theorie der Gruppe	S. 97
Ziel der diskursiven Kommunikation	S. 109
Das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und den Sozialisationsagenten	S. 124
Empathische Methode als Kritik an Watzlawick	S. 137
Die Selbstpsychologie Kohuts und seiner Nachfolger	S. 138
Empathie als Allgemeines Beziehungsmodells	S. 140
Empathie in der Psychotherapie	S. 142
Motivationssysteme und neue Charakterologie	S. 146
LITERATUR_zur Pathologie der Normalität	S. 154

Einführung 2003: Zur Entstehung dieses Textes

Dieser Text diente in der ursprünglichen Fassung von 1979 als Vorlesung zur Einführung in die Soziopschoanalyse an der Akademie für Angewandte Psychologie, Zürich. Heute, nach 24 Jahren sehe ich, dass die Aktualität der Grundinhalte dieses Textes nach wie vor besteht, ja, sich sogar noch gesteigert hat.

Der ursprüngliche Text steht in der Tradition der gesellschaftskritischen Studien von Erich Fromm. Als Fromm 1980 ganz kurz vor seinem 80. Geburtstag in Locarno starb, wurde er von Arno Gruen sozusagen abgelöst: Dieser nahm zur selben Zeit Wohnsitz in Locarno und führte die Ideen Fromms nach meinem Empfinden lückenlos weiter. Wenn Fromm von der Pathologie der Normalität sprach, betitelte Gruen später eines seiner Bücher noch deutlicher: „Der Wahnsinn der Normalität“ (dtv München 1987).

Hier soll diese kritische Theorie als notwendige Basis für die psychoanalytische und psychotherapeutische Praxis dargestellt werden. Insbesondere erweitere ich diese Theorie mit der „neuen Psychoanalyse“ (Bartosch 1999), welche auf den Arbeiten von Heinz Kohut und seinen Nachfolgern (Lichtenberg, Stern, Stolorow usw.) beruht. Eine zentrale Stellung nehmen dabei die Begriffe „Empathie“ und „Intersubjektivität“ ein. Immer aber steht sie eingebettet in kritische Theorie der Gesellschaft.

Als Kohut kurz vor seinem Tode gefragt wurde, wie er „das Böse“ definiere, antwortete er mit einem einzigen Satz, einem verdichteten Konzentrat: „Das Böse ist die Abwesenheit von Empathie.“

Den Inhalt dieses Satzes will ich hier differenziert ausführen. Wie das Unmenschliche durch Empathieverweigerung erzeugt wird, ist für die Lösung eines der schwierigsten Probleme der Menschheit von hervorragender Bedeutung. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen fördert der Mangel an Empathie die Gewaltbereit-



schaft. Gewalt kann nicht mit Gegengewalt verhindert werden. Trotzdem wird dies weltweit geglaubt und von rechtspopulistischen Staatsführern und Terrororganisationen gleichermaßen praktiziert. Sie verhindern so mit strategischer Absicht veränderte Bedingungen, in denen der Empathie eine psychologische Basisrolle zukommen würde. So bleibt der Andere vorsätzlich immer der Feind, dessen Sein und Handeln um dieses Vorsatzes willen uneinfühlbar bleiben soll.

Dies ist besonders bedeutsam in einer rechtspopulistisch und brutal vereinfachend agierenden, international kriegsbereiten, „globalisierten“ Welt, in der die mächtigsten Staats- und Wirtschaftsführer nichts zu bieten haben ausser eigennützigem Machtspielen und in der einzelne Staaten und Wirtschaftsgruppen sich in ihrem selbstgefälligen Destruktionstreiben nur noch schwer von terroristischen Netzwerken unterscheiden lassen. In einer Welt, in der, wie heute, weltwirtschaftliche Akteure und Terroristen gleichermaßen sich in Selbstermächtigung anmassen, Staaten und ethnischen Gruppen ihre Ziele und Handlungsgesetze aufzuzwingen, so dass politische Freiheit, soziale Sicherheit und Gerechtigkeit nur noch Worthülsen der Wahlpropaganda bleiben, dürfte es leicht sein, die psychopathologischen Anteile der so agierenden Menschen aufzudecken: nämlich, die pathologische Empathieverweigerung in jeglicher Form der kommunalen, nationalen und internationalen Kommunikation.

Wir wissen seit dem 11. September 2001, dass Macht nicht identisch ist mit Sicherheit und dass die Mächtigsten durch ihre Macht keine Sicherheit garantieren können. Menschen aber benötigen Sicherheit. Viele hoffen, sie sich durch Macht und Gewalt herzustellen oder zu erhalten. Aber Macht erzeugt nur Unsicherheit. So sind die Menschen im Irrtumskreis der Gewalt gefangen, so lange sie sich durch ihre rechtspopulistischen oder rechts-(links-)radikalen Führer die Gewaltanwendung als notwendig einreden lassen. Aber, wie Friedrich Hacker schon sagte, ist Gewalt das Problem, als dessen Lösung sie sich ausgibt. Sie erzeugt das Feindbild und das Feindbild rechtfertigt die Empathieverweigerung. So schreitet

die Anwendung der Gewalt weiter, hält die psychische Spaltung aufrecht und bildet die paradoxe Basis gesellschaftlicher Lebensformen. Der Gewaltkreislauf darf nicht unterbrochen werden, weil sonst die Gewaltanwender in ihren eigennützigem Zielen behindert werden. Psychologische Bildung für gewaltfreies Krisenmanagement ist wird als überflüssig und wenig sinnvoll entwertet – freilich auch dies mit strategischer Absicht: Würden die einzelnen Akteure an den Steuerungszentralen psychologisch gebildet, so könnte es geschehen, dass sie in ihrer Selbstentfaltung Empathie entwickeln könnten. Dies könnte dazu führen, dass sie für ihre Gegner ebenfalls Empathie empfinden könnten – und die Gewaltanwendung würde dadurch erheblich erschwert. Schwer zu glauben, dass dies Präsident Bush genehm wäre (Ich schreibe zur Zeit des zweiten Irakkrieges!).

Der Einzelne, der Gegenstand der psychoanalytischen Therapie ist, bildet dabei die zu vernachlässigende und unbedeutende Unbekannte. Für den psychoanalytischen Gesellschaftskritiker aber muss die Kritik neben den grossen gesellschaftlichen Bezügen auch die Vergesellschaftung des Individuums zum Gegenstand machen. Die Grundbedürfnisse des Einzelnen, beginnend spätestens in der frühesten Kindheit, werden schon von Anbeginn durch die gesellschaftlichen Verhältnisse beeinflusst, entstellt und behindert.

Psychische Grundbedürfnisse des Kindes nach Sicherheit, Nähe, Zuverlässigkeit, Zugehörigkeit, Kommunikation und Wertschätzung nach Selbstverwirklichung und nach Exploration nach Körperkontakt, Stimulation und Abgrenzung bilden die motivationale Basis für ein gesundes Leben. Sie schützen, **wenn sie erfüllt sind**, vor kindlicher Pein, vor Ausschluss, vor Schmerz, vor panischer Angst und psychotischer Fragmentierung.

Aber der Mensch ist immer gefährdet, wie eingangs erwähnt. Die Gewalt- und Machtverhältnisse im Grossen spiegeln sich in den Zweier- und Familienbezie-



hungen im Kleinen. Das Leiden am Unverstandensein, am Verkanntsein, an Ausbeutung und Verachtung, an Misserfolg, unter Ausschluss und Unrecht, Bedrohung und Gewalt, macht ihn zum tragischen Menschen. Diese Realität, die immer eine objektive Grundlage sowie eine intersubjektive und eine subjektive Erfahrungsbasis hat, bildet die Erlebniswelt des Einzelnen in seiner intrapsychischen Struktur ab und konstituiert dort in immer neuen Variationen die Interaktionsgrundformen, mit denen ein Mensch agiert und reagiert. Diese Realität wird von der Selbstpsychologie anerkannt. Sie deutet reale, erfahrene offene oder subtile Brutalität und Identitätsverbote nicht als bloße Fantasie oder als Ausformungen von Triebderivaten. Sie nimmt das Leiden an der Gesellschaft unter objektiv sozial gestörten diktatorischen Institutionen (Familie, Schule, Sozial- und Wirtschafts- und Arbeitsleben usw.) ernst und arbeitet mit dem Instrument der Empathie, dem positivierenden therapeutischen Milieu und der umwandelnden Verinnerlichung und unterscheidet sich dadurch praktisch und theoretisch von der orthodoxen Psychoanalyse.



Einführung (1975)

„Tut das Gegenteil dessen, was Brauch ist, und ihr werdet fast immer das Richtige tun.“ (J. J. Rousseau, Emile oder Über die Erziehung, Reclam-Verlag)

Wenn ich diesen Satz an den Anfang meiner Ausführungen stelle, so tue ich das nicht im Glauben, die Lösung des Problems um das „richtige Tun“ wäre so einfach. Wer weiss denn schon, wie richtiges Verhalten aussieht und, problematischer noch, wer könnte sich anmassen, von anderen „richtiges“ Verhalten zu fordern? Und dennoch – täglich wird es getan! Täglich verlangen Menschen von andern Menschen Verhalten, das als erwünscht, als normal und daher als richtig zu gelten hat. Und die meisten Menschen fassen dieses erwünschte Verhalten als „selbstverständlich“ auf, indes kaum einer sich darum kümmert, was es mit den Selbstverständlichkeiten in unserer Gesellschaft auf sich hat. Selbstverständlichkeiten werden als objektive Gegebenheiten und Sachverhalte unabänderlichen Charakters aufgefasst, Selbstverständlichkeiten werden nicht hinterfragt. Das Bestehende in Frage zu stellen löst Angst aus vor dem Chaos, weshalb es einfacher scheint, das Bestehende als das Selbstverständliche unangetastet bestehen zu lassen. So wird das Chaos des Bestehenden zum Selbstverständlichen erhoben, bleibt undurchsichtbar und wird zum Mass aller Dinge. Die Aufforderung, es sei das Gegenteil des Üblichen zu tun, um zu richtigem Tun zu kommen, ist daher geeignet, die Selbstverständlichkeit unserer Lebensart radikal in Frage zu stellen. In dieser Abhandlung geht es darum, zu verstehen, wie wir zu dieser Selbstverständlichkeit und zu solchem Selbstverständnis kommen und wie wir dieselben überwinden können. Sozialisation ist daher ein Hauptthema: Wie gelangen wir Menschen zu so und so geartetem Selbstverständnis, wie werden wir zu so und so gearteten Mitgliedern einer so und so gestalteten Gesellschaft?

Es mag die Frage aufkommen nach der Notwendigkeit, unsere Wirklichkeit und Lebensart in Frage zu stellen, radikal, um zu einer besseren Erkenntnis derselben



zu gelangen. Die Antwort darauf ist eindeutig: Wer einen neuen Standpunkt gewinnt, verändert sich, wer sich verändert, wird sich des alten wie des neuen Standpunktes bewusst. Wer die Gesellschaft verändern will, muss zuerst sich selbst verändern. Wollen wir die Gesellschaft verändern? Zweifellos! Denn wir sind nicht so naiv zu glauben, der Mensch sei lediglich ein gesellschaftliches Produkt: Gleichzeitig ist jede Gesellschaft auch Produkt der Menschen, die in ihr leben. Daher kann keiner sich dieser seiner Wirkung auf die Gesellschaft entziehen, wie sich auch keiner der Wirkung der Gesellschaft entziehen kann. Daraus folgt, dass jeder die Gesellschaft mitgestaltet, von der er geprägt wurde, ob er will oder nicht. Keiner kann seinen Einfluss auf den Nächsten verhindern, denn jeder Mensch, will er leben, muss in Kommunikation treten mit seiner Umwelt. Man kann ja nicht nicht-kommunizieren (Watzlawick), denn auch die Abwendung vom Andern, das Nicht-kommunizieren-Wollen ist Kommunikation, ist Botschaft, meist negative Botschaft. So übt jeder zu jeder Zeit seine Wirkung auf den Nächsten aus, bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt.

Wenn wir Sozialisation verstehen wollen, müssen wir uns möglichst vieler solcher Wirkungen bewusst werden. Die allgemeinste dieser Wirkungen geht von der Tatsache aus, dass wir Menschen nicht nur ein Teil der Natur, sondern auch ein Produkt der Gesellschaft sind, und zwar das Produkt einer Gesellschaft, die wir zunächst als objektive Gegebenheit hinnehmen müssen. Solange die Gesellschaftsstruktur diesen Charakter objektiver Wirklichkeit behält, erfassen wir ihre Gegebenheiten, Werte und Forderungen als eben die besagten Selbstverständlichkeiten, die zu hinterfragen dann eine Unmöglichkeit scheint. Denn sie treten als Axiome auf, als letzte, unbefragbare Gesetzmässigkeit.

Da diese Selbstverständlichkeiten als soziale Normen (Sitten, Gesetze, Bräuche, Gewohnheiten) in die gesellschaftliche Wirklichkeit einfließen und umgekehrt

dieselbe konstituieren, wollen wir am Anfang versuchen, das Wesen der sozialen Normen zu begreifen.

Dies ist unumgänglich in einer Ausbildung für Psychologen, besonders wenn dieselben später einmal durch Psychotherapie sozialisierend auf ihre Nächsten einwirken wollen: Denn die Psychotherapeuten und Psychiater erfüllen u. a. eine sozialisierende Funktion als Sachwalter in Sachen Normalität, zumindest der psychischen, und als Experten, wenn es sich darum handelt, das „Abnormale“ zu bestimmen! Sie sind im Besitze eines (inzwischen internationalen) Verteilermonopols von psychiatrischen Etiketten. Die von Diagnostikern Etikettierten sind *sozusagen die Objekte eines strategischen Erkenntnisaktes, d. h. die Objekte des Diagnostikers werden aufgrund konstruierter Kriterien „erkannt“ und definiert.* Die Definition des psychiatrischen Objektes bestimmt dessen Position innerhalb einer Skalierung zwischen Norm und Anomie. Diese Definition wird Diagnose genannt und unter diesem Namen als legitime Funktion des Psychiaters gerechtfertigt. Wer sich in Ausbildung für Psychologie, Psychotherapie oder Psychiatrie befindet, könnte leicht in Versuchung kommen, sich auf eine Tätigkeit vorzubereiten, die darin besteht, später einmal - durch ein Diplom legitimiert - Mitmenschen als psychiatrische Objekte zu definieren, d. h. zu diagnostizieren. Ihm sei die Bedeutung und Gefahr dieses Unterfangens bewusst: Der Begutachtete könnte mit seiner ihm nun anhaftenden Diagnose ernst machen. Denn er benötigt für sein Selbstverständnis die ihn spiegelnden „signifikanten“ Anderen (G. H. Mead¹), die Repräsentanten der Gesellschaft. Sie ermöglichen dem Einzelnen, zu sein, was er zu sein habe; seine rollenspezifische Selbsterkenntnis hängt ab von der „Erkenntnis“ jener für ihn massgebenden Anderen, die sich ihm aufdrängen in Gestalt der Eltern, der Onkel und Tanten, der Lehrer und Geistlichen, der Richter und Anwälte, der Ärzte und Psychiater. Die gestellte Diagnose könnte zum

¹ G. H. Mead, 1932, Der symbolische Interaktionismus



Hilfsmittel der Identitätsfindung werden, sie würde mithin zur Selbstverständlichkeit („So bin ich halt nun mal“). Aber -- damit habe ich bereits vorgegriffen! Wir sind mit diesen Erörterungen mitten in den Problemen der Sozialisationsforschung gelandet. Dieser Vorgriff schadet aber nichts. Er bringt uns nämlich die Begründung der Notwendigkeit, Sozialisationsforschung zu betreiben. Um dies am gegebenen Beispiel ins Detail zu verfolgen: Wenn der Mensch zum psychiatrischen Objekt wird, bekommt er eine Funktion des psychiatrischen Systems zugeschoben: Er hat in die Rolle des Patienten zu steigen. Der Psychiater hat an ihm von nun an nicht als Mensch, sondern als Patient Interesse. In dieser Rolle muss ihn der Psychiater „behandeln“. In dieser Funktion wird der Psychiater für den Patienten zum Sozialisationsagenten, d. h. er bekommt eine signifikante Rolle, durch welche der Patient sein Selbstverständnis und damit sein Selbstkonzept neu begründet. Der Patient, wenn er diesen Status einmal erreicht hat, sagt von sich: „Ich bin krank.“ Damit tut er zweierlei: Erstens tritt er ein in das System der diagnostischen Psychiatrie und wird ein Teil desselben. In den internationalen Klassifikationssystemen (ICD oder DMS) findet sich für ihn (fast) sicher ein seine Störung beschreibendes Etikett. Damit bestätigt er dieses System und den das System repräsentierenden Diagnostiker. Insofern ist also der Psychiater in seiner Rolle undenkbar ohne die Existenz von Patientenrollen. Zweitens findet der als „krank“ Erkrankte eine neue Identität: Er hat eine Identität mit der Rolle des Patienten gefunden. Sein neues Selbstverständnis ergibt sich aus der „Selbstverständlichkeit“ der Diagnose, mit anderen Worten, das Verständnis der Rolle, die er zu spielen hat, gewinnt er durch den strategischen Erkenntnisakt des Diagnostikers. Der Patient ist gleichsam die Matrize, geprägt von der Patrizenfunktion des Psychiaters. Der Patient und der Psychiater sind damit sozusagen zwei verschiedene Seiten derselben Sache.



Daraus ergibt sich ohne weiteres, dass der Psychiater oder der Psychologe gar nicht genug Kenntnisse über Sozialisation besitzen kann, um die Signifikanz, die seine Rolle für den Mitmenschen hat, zu kontrollieren und beständig zu reflektieren. Denn ohne solche Reflexion wird er zum blossen Rollenspieler in einem System, das für ihn objektiven Wirklichkeitscharakter hat. Dadurch wird er sozusagen im Überbau kleben bleiben und kaum zur Basis vorstossen. Er wird ohne Selbstreflexion in diesem Prozess weder sich selbst, noch das wirkliche Wesen seines Gegenübers erfassen können, wird die eigene wie die Rolle des Andern für Wirklichkeit und nicht für ein strategisches Konstrukt halten und für das eigentlich Wesentliche mit Blindheit geschlagen sein. Der schlagendste Beweis für diese These ist die Tatsache, dass es heute noch Diagnostiker gibt, die die Sprache eines Schizophrenen nicht verstehen können und dann in der Folge strategisch erkennen: Der Patient gibt „Wortsalat“ von sich!

Damit befindet sich der Psychiater auf dem Weg zur Diagnose „Schizophrenie“ und ist schon mitten im Missverständnis der Wirklichkeit seines Patienten gelandet. Dieses sein Missverständnis nagelt den Patienten auf seiner Position fest. Er hat nicht die geringste Chance, seine Position als Schizophrener zu verlassen, solange der Psychologe oder der Psychiater ihn nicht verstehen kann. Wenn der Diagnostiker nämlich glaubt, das Produzieren von Wortsalat, also von Unsinn und die Unmöglichkeit, Unsinn zu verstehen, bewirke, dass das Verhalten des Patienten uneinfühlbar sei, so fühlt er - der Diagnostiker - sich durch diese behauptete Uneinfühlbarkeit nur bestätigt. Also will der Diagnostiker den Patienten nicht verstehen, sonst müsste er an seiner Diagnose und damit an sich selbst zu zweifeln beginnen. So gesehen besteht die Schizophrenie des Patienten zum Teil aus dem Unverständnis des Diagnostikers. Ob das Verhalten des Schizophrenen uneinfühlbar ist, oder ob sich der Diagnostiker nicht einfühlbar kann, steht überhaupt nicht zur Debatte. Tatsache aber bleibt, dass der Schizophrene sich nicht verstanden fühlt und deshalb seine Rolle nicht verlassen kann. Das ist die Prob-



ematik der Abwesenheit von Empathie im diagnostischen Prozess.

Zusatz 2003: Damit sind wir einem ersten und absolut grundlegenden gesellschaftsbildenden Fundament begegnet: Der Mangel an Empathie ist die bedeutendste psychologische Basis des menschlichen Leids. Allen Formen der Gewalt ist die Abwesenheit von Empathie gemeinsam. These: Die Unterdrückung der Empathie während der Kindheit erzeugt die Gewaltbereitschaft der späteren Erwachsenen. Sie ist die Bedingung der Identifikation mit den Mächtigen. Durch sie werden Gewaltige nicht gestürzt, sondern idealisiert und die Gewaltspirale aufrechterhalten.

Was am Mikrobeispiel der Diagnostik von Normalität beobachtbar ist, lässt sich transponieren auf die Makroebene, wo ein empathieloser US-Präsident seinen irakischen Kollegen als „das Böse“ diagnostiziert und es dort ausrotten will.

Bevor ich meine Einführung verlasse, möchte ich eine grundsätzliche Stellungnahme zum Thema Sozialisation zur Diskussion stellen. Ich spreche über Sozialisation nicht als Soziologe, sondern als Psychologe und Analytiker. Insofern gehe ich in meinen Ausführungen konkret empirisch vom Einzelfall aus, sozusagen induktiv, um erst von dieser Basis her die Wechselwirkungen zwischen dem Einzelnen und dem Gesellschaftsganzen zu beleuchten. Meinen spezifischen Einsichten gemäss schliesst sich an diese Erörterungen eine radikale Kritik an der Sozialisationspraxis und am Sozialisationsbegriff überhaupt, insofern damit implizit verstanden wird, der Mensch müsse zwangsweise erst zum Menschen werden, er müsse durch den Sozialisationsprozess sein von Natur aus asoziales Wesen verlieren, um zu einem sozialisierten Wesen emporzusteigen. Die sozialisierten Erwachsenen unserer Gesellschaft werden durch einen solchen Sozialisationsbegriff kritiklos als „normal“ (= mit gesund verwechselt) und einwandfrei akzeptiert

(„strategisch erkannt“), ihre durchweg pathologischen Charaktereigenschaften (Egoismus, Neid, Gier, Ignoranz, Intoleranz, Verachtung, Konkurrenzdenken, Habsucht, Herrschsucht, Hass, Entrüstungs- und Sündenbockpsychologie, usw.) werden einfach ignoriert. Demgegenüber möchte ich mit Ralf Dahrendorf daran festhalten, dass der „zum homo sociologicus gewordene Mensch“ schutzlos den Gesetzen der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausgeliefert ist, und dass die Sozialisation in diesem Sinn ein Prozess der Entpersönlichung ist, „in dem die absolute Individualität und Freiheit des einzelnen in der Kontrolle und Allgemeinheit sozialer Rollen aufgehoben wird“². Indem also „Sozialisatoren“ normative Vorstellungen von ihren „Sozialisanden“ haben, d. h. von den Rollen, die dieselben zu erlernen hätten, wird eine funktionalistische Sozialisationstheorie durchsichtig, die tendenziös auf Kontrolle und zwanghafte Durchsetzung der Normen und Ansprüche der Sozialisatoren fixiert ist und als Rechtfertigungstheorie missbraucht wird. Wir benötigen eine Sozialisationstheorie, die sich von der Vorstellung befreit hat, der Mensch werde lediglich passiv und unter Zwang an bestehende gesellschaftliche Verhältnisse angepasst (erzogen). Auf diesem Wege gelangen wir zu neuen Auffassungen, die uns schliesslich berechtigen, eine kritische Theorie der Pädagogik zu formulieren, in der das Wohlergehen der Menschen Mittelpunkt und Ziel ist, während die pathogen wirkenden Anpassungsmechanismen durchschaut und durch gewaltfreie Modelle der Menschwerdung ersetzt werden.

In unserer Welt ist die Erziehung aber weder demokratisch noch gewaltfrei. Die Bildungs- und Karrieresysteme sind absolut brutal und ausschliessend. Das Durchlaufen dieser Systeme verdirbt den Menschen in seiner Menschlichkeit und erzeugt einen nach Erfolg strebenden Menschentyp, der ausser Wettbewerbdanken kaum noch Werte sieht. Ein Grossteil der Menschen ist in einem Olympiadenken gefangen: Wertvoll sind die an der Spitze, sei es durch Reichtum oder

² . Ralf Dahrendorf, Homo sociologicus 1975



Leistung, der Rest ist uninteressant. Die Wut und Ohnmacht der Erfolglösen ist die Basis für deren Gewaltbereitschaft und dies ist das Erziehungsprodukt unserer fortschrittlichen Gesellschaft und der strukturierende Boden der Wirtschaft. Die aktuellen Gewaltprobleme, die bisher in keiner Gesellschaft gelöst werden konnten, harren dieser Lösung so lange, wie die Interessen von Mächtigen die Welt dominieren.

Normalität

„In einer Gesellschaft, in der die Normalen krank sind,
sind die Gesunden abnormal.“
Erich Fromm, März 1980, Portrait Schweizer Fernsehen,
einige Tage vor seinem Tod

a) Der psychosoziale Normbegriff und die mit ihm verbundenen sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe

Bereits in der Einführung sind verschiedene sozialwissenschaftliche Grundbegriffe verwendet worden, deren Bedeutung zunächst geklärt werden muss, um eine gemeinsame Basis zu schaffen, von der wir ausgehen können. Wir benötigen Begriffe, über deren Bedeutung allgemeine Klarheit herrscht, d. h. zumindest Übereinstimmung. Dies nicht in der Absicht, gegebene Begrifflichkeiten kritiklos hinzunehmen, sondern lediglich, um die Kommunikation für unsere Reflexionen zu erleichtern: wenn wir von Sozialisation, von Rolle und Status oder Position, von Norm und von Wert usw. sprechen, sollten wir zumindest dasselbe darunter verstehen, um nicht aneinander vorbeizureden. Natürlich haben wir dabei dafür zu sorgen, dass diese Begriffe uns nicht zu eingefahrenen Denkgeleisen führen! Vielmehr müssen sie ihre Lebendigkeit und Anschaulichkeit als Deutungskategorien mit relevantem Erkenntniswert beibehalten.

Ich gehe, wie gesagt, vom Einzelmenschen aus. Seine Persönlichkeit und sein Verhalten interessiert mich. Der Einzelne erfährt schon früh in seinem Leben, ja, bevor er sie begreifen kann, die Relevanz von Werten und Normen für sein Leben. Werte und Normen einerseits führen zu Einstellungen und Verhaltensweisen beim Einzelnen andererseits. Wir stellen daher fest, dass wir, Sozialpsychologie betreibend, begriffliche Anleihen bei der Ethik und bei der Soziologie machen müssen.



Was ist nun Soziologie? Eine Definition im Sinne von „Soziologie als Wissenschaft von der Gesellschaft“ reicht heute längst nicht mehr aus. Nach H. Fisch ergeben sich systematisiert vier wesentliche Definitionsmerkmale der modernen Soziologie:

1. „Soziologie als Wissenschaft vom gesellschaftlichen Verhalten und Handeln der Menschen;
2. Soziologie als Wissenschaft von den sozialen Gruppen und Institutionen;
3. Soziologie als die Wissenschaft von den Gesellschaftsstrukturen und deren Wandel;
4. Soziologie als die Wissenschaft von den Ideen über die Gesellschaft.“³

Ohne hier auf die verschiedenen Definitionen der soziologischen Klassiker (wie Max Weber, Georg Simmel, Vilfredo Pareto, Emile Durkheim u. a.) einzugehen, will ich als Arbeitsgrundlage die Definition von I. Seger (1970)⁴ übernehmen:

„Soziologie ist die systematische und kontrollierte Beobachtung und Erklärung von regelmäßig auftretenden sozialen Beziehungen, von ihren Ursachen, Bedingungen und Folgen.“

Die Wirkung dieser Wissenschaft kommt in drei Funktionen typisch zum Ausdruck (Fisch, a. a. O.):

1. *„Die Informationsfunktion: Mit zunehmender Komplexität und Unübersichtlichkeit der Gesellschaft wächst das Bedürfnis nach einer systematischen Information über die Gesellschaft.“*

³ H. Fisch et al., Gesellschaftswissenschaften, Fischer TB, Frankfurt 1973

⁴ Knaurs Buch der modernen Soziologie, Droemer Knaur, München/Zürich 1970

2. *Die Stabilisierungsfunktion: Gewollt oder ungewollt kann die Soziologie eine Stabilisierungsfunktion ausüben, wenn sie sich auf die Darstellung und die Analyse des Bestehenden beschränkt und damit den Status quo oder die Interessen der herrschenden Gruppen unterstützt.*
3. *Die kritische Funktion: Sie stellt das Korrektiv zur stabilisierenden Funktion dar, indem sie aufgrund eines bestimmten Nestsstabs, z. B. der Emanzipation des Menschen, das kritische Bewusstsein einer Gesellschaft wach hält.“*

Ich will vor allem informieren und kritisieren. Zwar betreibe ich nicht Soziologie als solche, sondern Sozialpsychologie und insofern interessiert mich das soziale Handeln der Menschen als Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse, d. h. insofern das soziale Handeln der Menschen in Gruppen und Institutionen bestimmter Gesellschaften und Kulturen pädagogisch vorgeschrieben und geprägt wird.

Damit kann ich auch unseren sozialpsychologischen Gegenstand umreißen: Jeder Einzelne ist auf die Anderen angewiesen, der Mensch benötigt Mitmenschen, um zu leben. Und diese Mitmenschen ordnen seine Gefühle. Dies ist die menschliche Grunderfahrung, und aus ihr geht hervor, dass menschliches Handeln wesentlich auf andere bezogen ist. Auf andere bezogenes Handeln, das ist soziales Handeln. Dies steht in Wechselwirkung zur Gesellschaft, weshalb dieses Handeln auch gesellschaftlich bedingtes Handeln ist. So wird gesellschaftliches Verhalten zur gesellschaftlichen Abhängigkeit und dies zum Gedeih oder Verderb des Einzelnen, je nach dem Standpunkt, den er innehat und nach dem Bild von der Gesellschaft, das er sich von eben diesem Standpunkt her machen kann. Unser Gegenstand sind also der Einzelne und die Gesellschaft. Auch wenn wir einen objektiven Begriff der Gesellschaft benötigen, ist es dennoch nicht gleichgültig, was der Einzelne



durch seine Erfahrungen für „Gesellschaft“ hält. Denn dies ist für seine Sozialisation wesentlich. Objektiv könnte folgende Definition der Gesellschaft (nach J. Wössner, Soziologie, Wien/Köln/Graz 19-VO) für unsere Zwecke dienlich sein:

„(Gesellschaft ist zu verstehen als) eine Mehrzahl von Gruppen und Institutionen, die fähig und in der Lage ist, mit Hilfe sozialer Prozesse entsprechend einer zeitlichen und geographischen Situation bestimmte Ziele zur Erhaltung und Entfaltung des Menschen zu realisieren.“

So abstrakt aber begegnet die Gesellschaft dem Einzelnen nicht, sie kann sich dem Einzelnen gar nicht als Gesamtheit des Gesellschaftlichen gegenüberstellen. Dem Einzelnen gegenüber ist sogar noch die Institution eine abstrakte Grösse. Der Einzelmensch begegnet daher zunächst anderen Einzelnen, die ihm für gesellschaftliche Systeme repräsentativ erscheinen. Ihm erweist sich die Familie nicht als eine soziale Institution, sondern er macht Erfahrungen mit Einzelpersonen: Mutter, Vater, Geschwister. Dies zumindest in der Kindheit. Der Mensch begegnet der Gesellschaft also zunächst lediglich in Gestalt der repräsentativen Anderen. Gesellschaft und Kultur werden ihm durch diese vermittelt. So taucht die Frage nach dem Begriff Kultur auf.

Was ist Kultur?

Es handelt sich hier um einen der zentralen Begriffe der modernen Soziologie und Ethnologie. So wichtig dieser Begriff ist, so verwirrend sind die verschiedenen Definitionen, die uns zur Verfügung stehen. Die verschiedenen Definitionen sind erklärlich durch die verschiedenen Zusammenhänge, in denen von Kultur gesprochen wird oder in denen Kultur Gegenstand von Untersuchungen war. So kann eine allgemeine Definition lauten: Kultur ist die Lebensform einer bestimmten Gesellschaft. Oder eine andere: Kultur ist das soziale Erbe der Mitglieder einer Gesellschaft. Solche Definitionen sind in einem gewissen Sinne richtig und für bestimmte Zwecke vorteilhaft. Da wir uns aber mit Persönlich-

keit und Charakterbildung in der Gesellschaft befassen, brauchen wir eine umfassendere Definition. Ich wähle zwei Definitionen, die für unsere Absichten geeignet sind. Die erste stammt von Ralph Linton, einem massgebenden amerikanischen Anthropologen (Gesellschaft, Kultur und Individuum, Fischer, Frankfurt 1974):

„Eine Kultur ist das Gesamtgebilde aus erlerntem Verhalten und Verhaltensresultaten, dessen einzelne Elemente von den Mitgliedern einer bestimmten Gesellschaft geteilt und weitergegeben werden.“

Dieser Definition soll eine weitere folgen, um die Komplexität des Begriffs deutlich zu machen:

„Kultur ist das gesamte geistige, moralische, künstlerische, sprachliche Erbe einer menschlichen Gemeinschaft, die gesammelten Erfahrungen von dem, was ist, und von dem, was sein sollte, die von Generation zu Generation (mit Änderungen) weitergereicht werden. Kultur ist das, was menschliche Gemeinschaften voneinander unterscheidet.

Die Kultur einer menschlichen Gemeinschaft aber setzt die Normen, nach denen ihre einzelnen Mitglieder miteinander in Beziehung treten. Indem sie eine spezifische Kultur (irgendeine) erlernen, werden Menschenkinder zu Menschen.“ (I. Seger, 1970)

Nach Linton und Seger liefern die Kulturen den Gesellschaftsmitgliedern den „unerlässlichen Leitfaden für alle Lebenslagen“ (Linton, a. a. O.). Kultur wird dem Einzelnen gesellschaftlich vermittelt, d. h. durch die repräsentativen Anderen. Jeder Mensch ist daher zugleich Mitglied einer Gesellschaft einerseits (Er ist durch seine soziale Position in Gruppen integriert: Primär-, Sekundärgruppen, Eigen- und Fremdgruppen, Stand, Klasse, Volk, Nation usw.) und Träger einer Kultur andererseits. (Die soziale Position, die der Einzelne einnimmt, begründet auch seine Integration in Institutionen: Familie, Wirtschaft, Religion, Staat usw.

und die darin wirksamen Werte, sowie Brauch, Sitte, Recht). Die Erfüllung gesellschaftlicher und kultureller Anforderungen machen den Einzelnen zur sozio-kulturellen Person. Die sozio-kulturelle Person ist einerseits ständig in Situationen versetzt (historisch-geographisch, bzw. raum-zeitlich), andererseits aber andauernd laufenden und sich überschneidenden Prozessen ausgeliefert. (Vgl. Situationen wie Geburt, Erziehungssituationen auf der einen Seite, Entwicklung als Prozess auf der anderen Seite.) Mit dem Prozess kommt ein dynamischer Faktor (Wandel) als wesentliches Bestimmungsmerkmal der sozio-kulturellen Person hinzu. Aber auch der Gesellschafts-Begriff verliert damit seinen statischen Charakter: Gesellschaft muss als dialektischer Prozess gedeutet werden, in dem sich der Mensch als biologisches Mängelwesen die verlorene Instinktsicherheit durch institutionelle Gebilde ersetzt (O. Wullschleger).

Innerhalb dieser Zusammenhänge geschieht Sozialisation. Damit drängt sich die nächste Frage auf, die wir kurz beantworten wollen:

Was ist Sozialisation? Mit diesem Begriff ist in der Regel der Prozess gemeint, durch den der Einzelmensch im Verlauf seiner Entwicklung die gesellschaftliche Wirklichkeit, ihre Normen und Werte solchermassen in sich einverleibt oder verinnerlicht, dass er dieselben nach Abschluss dieses Prozesses als die eigenen empfindet. Es handelt sich dabei vorwiegend, um Lernvorgänge, durch welche der Einzelne zum Mitglied der Gesellschaft wird, in die er hineingeboren wurde. Dabei erscheint die Gesellschaft als objektive Wirklichkeit, als unantastbare Grösse, als ursprüngliche Gegebenheit, deren Normen an den Einzelnen weitergegeben werden und die der Einzelne lernen und internalisieren muss. Dabei wird keine Frage nach der Relativität dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit zugelassen: Einsicht in die Tatsache, dass die Gesellschaft nur ein menschliches Konstrukt ist, und zwar eben eine gesellschaftliche Konstruktion, eine soziale Interpretation der Wirklichkeit, ist praktisch nicht vorhanden.

Durch diesen Prozess, dessen Verlauf sich der Einzelne nicht auswählen kann,

wird dem Einzelnen ein Selbst- und Weltbild vermittelt, das ihm nicht Erkenntnis über die Realität an sich gibt, sondern Erkenntnis in Kategorien von Bedeutungen, die ihm andere vorschreiben. Die Art und Weise wie ihm andere die Realität gedeutet haben wird ihm als Akt der Deutung nicht bewusst; er lernt lediglich die Bedeutung von Dingen und Sachverhalten. Damit lernt er, die Dinge in Übereinstimmung mit den Deutungen Anderer zu sehen. Er bekommt auch ein Selbstbild vermittelt, das den Deutungen der anderen entspricht: Der Einzelne hat keine Möglichkeit, zu sein was er sein will, wenn er geboren wird: Er kann nur sein, was er zu sein hat. Darauf spielt Korczak an, wenn er sagt: „Von frühesten Kindheit an wachsen wir in dem Gefühl auf, dass das Grosse mehr Bedeutung hat als das Kleine.“ (Janusz Korczak, Das Recht des Kindes auf Achtung, Vandenhoeck, Göttingen 1970) Das Selbstbild des Menschen hängt also davon ab, welche Deutungsmöglichkeiten Andere ihm anbieten und welchen Platz sie ihm zuordnen. Und das Weltbild ist mit diesem Selbstbild verflochten: Von ihm aus wird die Welt betrachtet und erlernt, gemäss den Anweisungen von aussen. Der Vorgang der Sozialisation wurde ungefähr zur gleichen Zeit von vier Gelehrten unabhängig voneinander entdeckt: In Europa waren es Emile Durkheim und Sigmund Freud, in den USA Charles Cooley und George Herbert Mead. Nicht jeder sah diesen Vorgang gleich wie der andere, weil jeder aus anderen Motiven und Perspektiven an das Problem heranging; in kürzestem Abriss:

„Nach C. Cooley entwickelt sich die Persönlichkeit und ihr soziales Verhalten spielend im Erproben der Reaktionen der anderen, die dem Ich sein Spiegelbild zeigen.“

Nach G. H. Mead folgt das Ich den Stimmen der „verallgemeinerten Anderen“ (generalized others). Symbolische und reale Belohnungen formen das soziale Verhalten.

Nach Durkheim hört die Sozialisierung des Menschen nie auf. Er wird ständig in neue Gruppen integriert, indem er ihre Normen und Werte in sich aufnimmt, z. B. als Kleinkind in der Familie, beim Spiel mit anderen Kindern, zur Zeit der Jugendliebe, im Betrieb an der Werkbank, als Angehöriger einer Gemeinde.



Nach Freud ist der Zentralvorgang der Sozialisierung die Unterdrückung der biologischen Natur. Die Persönlichkeit wird im Wesentlichen in den ersten Lebensjahren geformt.“ (nach Seger 1970)

In dieser Arbeit will ich den Begriff Sozialisation möglichst erweitern und offen halten. Ich verstehe darunter mehr als lediglich die Internalisierung traditioneller Sinnsysteme. Zu diesem erweiterten Sozialisationsbegriff komme ich aus verschiedenen Gründen. Erstens aus der Einsicht, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit und die darin wirksamen Erziehungsinstanzen keine unveränderlichen und unabhängigen Grössen darstellen. R. A. Spitz (Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967) hat bereits für das „extra-uterine Frühjahr“ (Portmann) nachgewiesen, dass die Mutter-Kind-Symbiose (oder Dyade, wie, er sich ausdrückte) ein Verhältnis von wechselseitiger Abhängigkeit ist (Interdependenz), bei dem die Mutter als Erziehungsinstanz keineswegs eine unabhängige Variable darstellt. Spitz gibt dazu ein Beispiel, das ich hier wiederholen möchte:

„Oft genug muss das Kind schreien, bis es das bekommt, was es braucht oder will. Und gerade dieses Schreien ist es, welches bei der Mutter eine Erwiderung auslöst, die weit tiefer geht als nur bis in das unmittelbar Bewusste. Als Beispiel gebe ich gerne eine von mir beobachtete Mutter an, die ihr Kind ein paar Tage früher abgestillt hatte und nun, als sie das Hungergeschrei des Kindes einer befreundeten jungen Mutter hörte, plötzlich an ihrer seidenen Bluse zwei dunkle Flecke bekam, die Folge des durch das Hungerschreien, also auf seelischem Wege, in Gang gesetzten Milchabsonderungsvorganges. Die Beziehung dieser Mutter zu ihrem Kind reichte also jenseits der Bewusstwerdung, der Wahrnehmung, in die unbewussten Tiefen ihrer Körperfunktion.“ (René A. Spitz, Beziehung, in: Psychologie für Nichtpsychologen, Hg. von Hans Jürgen Schultz, Stuttgart 1974)

Heute würden wir darin einen Beweis für die Intersubjektivität des Beziehungsverhaltens sehen. Die moderne Säuglingsforschung nach Spitz und Mahler hat o-



bige Beobachtung nicht nur bestätigt, sondern in unerhörtem Ausmass erweitert. Die Intersubjektivität und Interdependenz der menschlichen Entwicklung bildet ein neues Paradigma, das jede Entwicklungspsychologie und jede Form von Psychotherapie beeinflussen und verändern wird. Die Säuglings- und Bindungsforschung habe ich an separatem Ort zusammengefasst⁵

Ich benütze daher den Sozialisationsbegriff als einen Oberbegriff für sämtliche Regelprozesse und Entwicklungen individueller und kollektiver Kommunikation. Damit bezeichnet Sozialisation ein viel weiteres Gebiet als üblich. Da ich später ausführlich auf dieses Thema zurückkomme, gebe ich hier nur einen kurzen Abriss der Sozialisation, um die weiteren sozialwissenschaftlichen Begriffe sinnvoll einzuordnen.

Früher nahm man an, dass der Mensch wird nicht als soziales Wesen geboren werde, er sei in seiner frühen Kindheit, im Gegenteil, egozentrisch und gelte daher als „unangepasst“, nur seinen eigenen Bedürfnissen lebend, ohne sich darum zu kümmern (er könne es auch nicht), ob sein Verhalten bei den Mitmenschen erwünscht sei oder nicht. Er bestehe sozusagen nur aus Bedürfnissen, deren Befriedigung er nicht aufschieben kann. Die Notwendigkeit, sich aus dem Bedürfniswesen zum sozialen Erwachsenen zu verwandeln, zeige, dass die menschliche Entwicklung als Sozialisation aufgefasst werden könne (R. Oerter, Moderne Entwicklungspsychologie, Auer, Donauwörth 1967). Der Erwachsene hat dann ein sozial unauffälliges Verhalten zu entwickeln, ein „normales“ Verhalten, d. h. er muss die Werte und Normen seiner Gesellschaft vertreten, bestimmte Positionen einnehmen und die Rollen, die an diese Positionen gebunden sind, möglichst perfekt spielen. Als „normaler“ Erwachsener hat er Verhaltensmuster und Einstellungen zu übernehmen, wie sie für die Gesellschaft, in der er sich befindet, eben allgemein üblich, kennzeichnend, charakteristisch sind.

⁵ Werner A. Disler, Am Anfang war Interaktion, IKTS-Verlag, Zürich 1991



Heute wissen wir, dass diese Formulierungen zu undifferenziert sind und in gewissem Sinne auch falsch. Der Säugling zeigt von Anfang an kommunikative Kompetenz (Siehe W. Disler, 1991, Am Anfang war Interaktion). Die Behauptung, der Mensch werde nicht als soziales Wesen geboren, kann deshalb heute klar als falsch erkannt werden.

Richtig ist aber, dass dessen ungeachtet die Erziehungspraxis sich im Alltag kaum geändert hat: Man erzieht den kleinen Menschen nach wie vor, als ob er dauernd dressiert und vom Triebwesen zu einem zivilisierten Menschen domestiziert werden müsse.

Deshalb sind wir im obigen Zusammenhang zu weiteren sozialwissenschaftlichen Begriffen gelangt, die zu erörtern sind: Wert und Norm, Position/Status und Rolle. Ich wiederhole, dass die Begriffe Gesellschaft und Kultur Abstraktionen sind. Wir beginnen nun, diesen abstrakten Gebilden konkreter auf den Leib zu rücken: Der Einzelne begegnet im Laufe seiner Sozialisation bestimmten Bewusstseinsinhalten, Empfindungen und Vorstellungen in seiner Umwelt von dem, was ist und von dem, was sein sollte. Der Einzelne wächst in die Regelmässigkeiten hinein, die er in seiner ihn umgebenden Gemeinschaft, seiner sozialen Umwelt, beobachtet, und merkt, dass diese Regelmässigkeiten eine bestimmte Sinnbedeutung haben. Diese Regelmässigkeiten wiederholen sich im Austausch der sozialen Beziehungen ständig, und im Verlaufe ungezählter Erlebnisse und Begegnungen mit Anderen eignet sich der Einzelne diese Regelmässigkeit an. Sie wird für ihn verbindlich im Umgang mit seinen Mitmenschen und für seine sozialen Vorstellungen als bekannte Sitte, als Lebensregeln, als das, „wie man etwas macht“. Es handelt sich um ein traditionelles „Wissen“, das der Einzelne in der Gesellschaft vorfindet.

Zunächst ist er ein Empfänger dieses allgemeinen „Wissens“, später wird er selbst zum Vermittler, wenn er erziehend andere beeinflusst. Mit den Begriffen

Wert und Norm können wir diese gesellschaftsimmanenten Regelmässigkeiten erfassen. Die Werte haben dabei eine höhere Rangstufe als die Normen, denn die Normen werden erst durch Werte und durch das Wertsystem legitimiert. Normen und Einstellungen sind daher regelmässig in Wertsysteme eingebettet. Nach Kluckhohn (zit. nach R. Bergler, Sauberkeit, Bern 1974) ist Wert eine für ein Individuum oder eine Gruppe massgebende charakteristische Konzeption des Wünschenswerten, welche die Auswahl unter verfügbaren Handlungsarten, -mitteln und Zielen beeinflusst. Nach D. Claessens (Familie und Wertsystem, Berlin 1962) stellen Werte Orientierungseinrichtungen einer Gesellschaft dar. Zugleich kommen ihnen Entlastungsfunktionen zu, „weil sie diejenigen Instanzen darstellen, die angerufen werden, wenn in einer konkreten Situation Verhaltensschwierigkeiten auftreten.“ (Claessens, a. a. O.) Es handelt sich bei Claessens also um einen entscheidungstheoretischen Ansatz der Wertdefinition, im Gegensatz zur handlungstheoretischen Definition bei Kluckhohn.

Weil Werte für unsere Aufgabe eine besondere Bedeutung haben, werden wir später ausführlich im Zusammenhang mit der Charakter- und Gewissensbildung auf die Moral und auf die Entwicklung einer moralischen Einstellung beim Kind zurückkommen. Vorläufig genügt es vollkommen, wenn wir uns noch folgende zwei psychologische Fassungen des Wertbegriffes merken:

- a) Im Lebensraum des Individuums (im Sinne von Lewin) besitzen Objekte Wert und Unwert. Es sind nicht physikalische Gegenstände, sondern Bezugspunkte mit positivem und negativem Vorzeichen in einem Kräftefeld. Hier ist das Objekt der Träger des Wertes.
- b) Wert wird andererseits als ein inneres, bzw. internalisiertes Konzept verstanden, das mitbestimmt, wie wir die Welt sehen und uns in ihr verhalten. Das von der umgebenden Kultur determinierte Wertsystem des Individuums steht in enger Verbindung mit seinen Einstellungen und wird nicht selten mit ihnen identifiziert.



(R. Oerter, Moderne Entwicklungspsychologie, S. 228/29)

Wodurch unterscheidet sich nun der Wertbegriff von dem der Norm? Offenbar bestehen in der Literatur grosse Schwierigkeiten, differenzierende Merkmale zwischen Wert und Norm zu bestimmen. So werden Normen von verschiedenen Autoren sogar als besondere Formen sozialer Werte definiert (Nach R. Bergler, S. 150).

Erziehung: Normforderung mit lerntheoretischer Verhaltensmodifikation

Ich halte mich hier an Bergler, der den Normen „eine grössere Nähe zum Verhalten“ zuweist als den Werten. Normen sind nur auf das Handeln bezogen und stellen Regeln auf für das Verhalten in konkreten Situationen. Von den Normen kann auf die Werte, die ihnen zugrunde liegen rückgeschlossen werden.

Nach R. T. Morris (A typologie of norms, 1956, zit. nach Bergler) sind mit Normen immer Sanktionen verbunden, mit Werten hingegen niemals. Die Beziehung zwischen Norm und Verhalten besteht hier darin, dass Verhalten mit Norm konfrontiert wird und dass normatives Verhalten durch die Existenz von Sanktionsmechanismen („Verstärker“) erwirkt wird: Bei abweichendem Verhalten wird negativ sanktioniert (z. B. Strafe, Liebesentzug usw.), wodurch die geforderten Verhaltensweisen als Norm erkennbar werden.

Normatives Verhalten wird natürlich auf der anderen Seite wesentlich durch positive Verstärker gelernt (Belohnung) wie auch durch Imitation und andere Lernvorgänge (z. B. Versuch-Irrtum-Lernen). Im Zusammenhang mit der Rollentheorie erfassen wir die Wechselbeziehung zwischen Norm - Erwartung - Verhalten besser: Normen erweisen sich als gesellschafts- und gruppenspezifische Übereinkünfte über „richtiges“ Verhalten. An diese Übereinkünfte knüpfen sich Forderungen (ebenfalls gruppenspezifisch) nach deren Erfüllung. Diese Forderungen



sind sozusagen die aktive Seite der Erwartungshaltungen der Normsender (oder Normvermittler).

Die Erwartungshaltung des Normsenders (Erzieher/Lehrer usw.) impliziert eine Pflichthaltung (oder Pflichtbewusstsein) beim Normadressaten (oder Normempfänger). Nun verhält es sich so, dass der Einzelne regelmässig in einem bestimmten gesellschaftlichen System einen zu bestimmter Zeit bestimmten Platz einnimmt. Dieser Platz wird in der Soziologie Position genannt. Gewisse Soziologen verwenden den Begriff Position synonym mit Status. Nach Seger (a. a. O.) bezeichnet der Status eine soziale Position. Jeder Mensch hat nun solche Positionen in einer Vielzahl inne, und an jede dieser Positionen sind dazugehörige Rollen gebunden. Mit Rolle ist eine Anzahl sozialer Vorschriften gemeint, die für den Träger der Rolle verbindlich ist. Die Vorschriften beziehen sich auf sein Verhalten gegenüber seinen Rollen-Partnern. Aber nur selten deckt sich die Rolle mit dem tatsächlichen Verhalten (Rollendarstellung), denn die Rolle ist nicht das normative Verhalten selbst, sondern ein Komplex von Verhaltenserwartungen.

„Diese Verhaltenserwartungen haben normativen Charakter, d. h. sie wechseln nicht beliebig von Situation zu Situation, sondern sind regelmässig unter bestimmten Umständen auftretende Erwartungen eines regelhaften Verhaltens. Soziale Normen sind also Bündel von Verhaltensnormen; ob das tatsächliche Rollenverhalten, das Rollenspiel, diesen Normen genügt, ist eine zweite Frage.“ (H.P. Dreitzel, Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft, Stuttgart 1968)

Jeder Einzelne ist also Positionsinhaber und als solcher sieht er sich konfrontiert mit einer Anzahl von Rollenerwartungen, an deren Erfüllung oder Nichterfüllung seine Anpassung an das System gemessen wird. Ralph Linton (Gesellschaft, Kultur und Individuum, Frankfurt 1974) fasst den Terminus Rolle noch weiter: Er versteht darunter die Gesamtsumme der Kulturmuster, die mit einem bestimmten Status verknüpft sind, und zwar derart, dass darunter die Einstellungen,



Wertbegriffe und Verhaltensweisen, welche die Gesellschaft sämtlichen Personen zuweist, die diesen bestimmten Status innehaben, subsumiert werden.

Wir wollen nun vorläufig die soziologische Betrachtungsweise verlassen, um zu einer psychologischen und sozialpsychologischen überzugehen. Wir könnten wohl die weiteren Probleme aus rein soziologischem Gesichtswinkel angehen, würden aber dabei die Persönlichkeit und deren Sozialisation nicht solchermaßen in den Griff bekommen, wie ich das im Folgenden tun möchte: Ich möchte den Einzelnen und seine wirkliche Struktur nicht aus dem Auge verlieren: Ich möchte im Gegenteil aufzeigen, in welchem Verhältnis die Persönlichkeits- und Bedürfnisstruktur des Einzelnen zur Charakter- und Normstruktur der vergesellschafteten Person des Einzelnen steht. Die Frage, der ich im Wesentlichen nachgehen werde, lautet: Welches sind die wirklichen Bedürfnisse des Menschen und was geschieht mit denselben unter Existenzbedingungen, die auf diese Bedürfnisse keine Rücksicht nehmen?

Nach Dreitzel gibt es drei verschiedene Entwicklungstendenzen in unserer Gesellschaft, die zu Störungen des Rollenverhaltens beitragen:

1. Tendenz zur Überforderung des Einzelnen durch Vervielfältigung seiner Rollen,
2. Tendenz zur Affektverdrängung beim Rollenspiel und
3. Tendenz zur Isolierung der Verhaltensbereiche.

Industrialisierung, Technisierung, Globalisierung und Verstädterung führen in ständig zunehmendem Masse dazu, dass immer mehr Menschen mit immer mehr Menschen in Berührung kommen, sich in immer mehr Verhaltensbereichen bewegen müssen und immer mehr Lebensaufgaben und -inhalte übernehmen müssen. Der Einzelne verfügt damit über einen immer grösser werdenden „Rollenhaushalt“.

Damit ist die *erste Gefahr* gegeben: Überforderung durch zunehmende Differen-

zierung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, mit der die Entwicklung der Rollenidentität (Selbstverständnis, das auf der Identifizierung mit den Rollen beruht) nicht Schritt halten kann. Die Übernahme von Rollen führt beim Rollenspiel zur Verdrängung der Affekte, psychoanalytisch ausgedrückt: zur Spaltung psychischer Funktionsstrukturen. Aber Rollenidentifizierung ist von Identität verschieden!

Damit ist die *zweite Gefahr* gegeben: Rollenspiel ohne Affekte macht den Menschen zur Marionette. Wenn er einer repressiven Rollennorm ausgeliefert ist, wird er zum Maschinenmenschen, dessen Handeln reduziert ist auf das Technische und wirtschaftlich Nützliche. Und dies hat Methode: Nur wer rentiert, ist in unserer wirtschaftlich beherrschten Welt erwünscht. Die Gefühls- und Bedürfnisstruktur droht darunter zu verkümmern. Die Häufigkeit aggressiv-destruktiver Durchbrüche an unerwarteter Stelle einerseits und die gezielte, manipulative Verwendung dieser normativ nicht gebundenen Affektivität durch gewisse Herrschaftsinteressen sind die erschütternden Folgen (Faschismus, Krieg, Terror).

Die Vergrößerung des Rollenhaushalts führt zur *dritten Gefahr*:

Weil es unmöglich ist, zwei oder drei Rollen gleichzeitig zu spielen, muss „jede Rolle ihre eigene Bühne und ihre eigene Szenerie“ haben (Dreitzel). Die Gefahr, die durch die Trennung der Verhaltensbereiche entsteht, ist die, dass der Rollenspieler in all seinen Rollen doch ein einziges Individuum ist und durch die Isolierung der Rollen zerrissen werden kann. Daher die schizoidisierte Gesellschaft! Die Menschen scheinen nur noch in ihren Rollen zu existieren, die Rollen werden nicht mehr gespielt, „man“ ist sie! Man repräsentiert selbst die Rollennorm und identifiziert sich mit ihr: So entsteht als der Normalmensch in unserer Gesellschaft eine borderline-artige Struktur des Allgemeinen Menschen, der als gesund fantasiert wird. So sprach Ralf Dahrendorf (zit. nach Dreitzel) beispielsweise von einer deutschen Normalrolle, „in deren Reduktion menschlicher Vielfalt gleichsam



auf den Wehrdienstfähigen sich das Brutale am Konformitätsdruck der deutschen Gesellschaft erweise: „der Nicht-Gastarbeiter, der Nicht-Abnorme, der erwachsene Mann, der weder zu jung noch zu alt ist, kein Gebrechen hat und das Natürliche liebt, der gedankenlos-kräftige junge Mann also zwischen fünfundzwanzig und vierzig oder vielleicht zwanzig und fünfunddreissig Jahren.“ (Dreit-
zel, op. cit., Hervorhebung von W.A.D.)

Dass damit eine tatsächlich existierende Normalrolle gemeint ist, wird erst sichtbar am sozial Abweichenden: Worin auch immer seine Aussergewöhnlichkeit besteht, bestenfalls wird er toleriert, aber nie anerkannt. Normen können nicht ungestraft verletzt werden.

Indem wir also die Bedürfnisse des Menschen im Verhältnis zu seinen Existenzbedingungen untersuchen und dabei vom Normalmenschen ausgehen, sind wir gezwungen, von einer Pathologie der Normalität zu sprechen. Der Sinn meiner Ausführungen besteht nicht darin, einen Beweis für eine solche Pathologie zu erbringen - ich werde diesen Beweis erbringen, und es wird mir nicht schwer fallen, dies zu tun -, sondern vielmehr im Versuch, durch Information und Kritik den Weg zu ebnen für einen neuen Standpunkt, der auch die psychologische Praxis beeinflussen soll.

Psychologen aus den verschiedensten Richtungen, wie z. B. C. G. Jung, Wilhelm Reich, Erich Fromm, Arno Gruen usw. sind sich darüber einig, dass im Menschen eine Strebung innewohnt, sich aus dem Mutterleib, aus seiner biologischen Frühform zu einer humaneren Gestaltung seines Daseins zu erheben, aufzusteigen aus der Gebundenheit zur sozialen Freiheit. Doch wie steht es damit in unserer gesellschaftlich konstruierten, technotronischen und wirtschaftlich wie politisch diktieren Wirklichkeit? Wie kann sich ein Mensch zu seiner eigenen Höhe entfalten, wie zu seiner Freiheit gelangen, wenn ihm die Grundlage dazu fehlt: sich selbst und die Wirklichkeit zu sehen wie sie sind! Wie will er die Gesellschaft



vermenschlichen, er, der vergesellschaftete Mensch? Mit meiner Arbeit will ich trotz allen Schwierigkeiten Hoffnung schöpfen.



b) Die deutschschweizerische Eigenart und der anale Charakter

Es gibt keine Menschen ausserhalb von Gesellschaften, und deshalb gibt es auch keine menschliche Entwicklung, die isoliert vom Beziehungsgeflecht mit anderen Menschen stattfinden könnte. Vom individuellen Charakter unterscheiden wir daher einen sozialen Charakter. Der soziale Charakter entspricht dem Durchschnittsmenschen in den jeweiligen sozialen Schichten. Dieser soziale Charakter interessiert uns, weil wir verstehen wollen, „wie sich die menschliche Energie als produktive Kraft in einer gegebenen sozialen Ordnung auswirkt.“ (Erich Fromm, Die Furcht vor der Freiheit, Frankfurt 1966) Nach Fromm ist der soziale Charakter „jener Teil der Charakterstruktur der Mitglieder einer Gruppe, der den meisten Mitgliedern gemeinsam ist. Er ist weniger ausgeprägt als der individuelle Charakter. Er umfasst bloss eine Auswahl von Zügen als Ergebnis der Grunderfahrungen und gemeinsamen Lebensweise der betreffenden Gruppe. Der soziale Charakter verinnerlicht äussere Notwendigkeiten. Wenn ein individueller Charakter mit dem sozialen Charakter übereinstimmt, dann tut die betreffende Person das, was sozial notwendig und erstrebenswert ist.“ (Erich Fromm, zit. n. E. J. Walter, Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und sozialen Entwicklung, Pan-Verlag, Zürich 1947) Wenn also vom Normalmenschen gesprochen wird, ist damit in erster Linie dessen sozialer Charakter gemeint, der gewissermassen als Überbau den individuellen Charakter verdeckt oder im schlimmsten Fall mit ihm übereinstimmt.

Warum im „schlimmsten Fall“? Weil im „Normalfall“ nicht danach gefragt wird, inwiefern der soziale Charakter mit den Bedürfnissen des Einzelnen, mit der menschlichen Natur, übereinstimmt oder nicht. Der soziale Charakter entsteht durch die Einwirkung der repräsentierenden Anderen (Siehe I. Vorlesung) und durch die vorgestellten „verallgemeinerten Anderen“ (Mead). Jene wiederum entsprechen der normativen Struktur der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die in der betreffenden Gruppe wirksam sind. Der

soziale Charakter ist damit nach ausser gerichtet, er ist eine Anpassung nach aussen und kann im Extremfall bis zum Verlust der Individualität ausgebildet sein. C. G. Jung benützte für diese Erscheinung den Begriff „Persona“ (Maske), der sehr anschaulich den Anpassungs- und Kompromisscharakter dieser Persönlichkeitsstruktur beschreibt. Wir kommen auf Jungs Theorie noch zurück.

Der soziale Charakter wirkt auf den individuellen Charakter zurück, denn durch ihn wird der Einzelne weitgehend gerade auf Kosten seiner Individualität vergesellschaftet: Sein Denken, Fühlen und Handeln wird zum sozial bedingten, mittelbaren (indirekten), vergesellschafteten Vorgang.

Aus diesem Grunde spricht man von Menschen mit sozialem Charakter, d. h. von „normalen“, unauffälligen Menschen, als von Menschen „mit Charakter“. Hier sind wir wieder einmal bei den Selbstverständlichkeiten: Es gilt bei uns als selbstverständlich, dass Menschen mit Charakter wertvolle Menschen sind. Dem Normalein wird ein hoher sozialer Wert zugemessen. Die Menschen als soziale Wesen leben primär vom Geborgensein bei andern, von Akzeptierung und vom Anerkanntwerden, von Sympathie. Um diesen Status beizubehalten, wollen die Einzelnen mit den „Normalen“ identifiziert werden und identifiziert bleiben. Diesem Zugehören zur Gruppe der „Normalen“ wird dann oft der individuelle Charakter geopfert. Der „Normale“, der Mensch „mit Charakter“ hat also die Einstellungen des Kollektivs im Laufe des Sozialisationsprozesses übernommen und übernimmt sie immer neu. Dies garantiert ihm die Normalität.

Norm, Charakter und Gesundheit

Ein Mensch „mit Charakter“ ist daher ein Mensch, der seine Rollen perfekt spielt, soziale Positionen lückenlos ausfüllt, bzw. einnimmt. Er ist eine lebendige Stütze des Systems, welches wiederum Menschen „mit Charakter“ hervorbringt, um sich selbst zu erhalten. Die wirkliche persönliche Bedürfnisstruktur eines



Menschen liegt hinter seinem Charakter, besonders hinter dem sozialen Charakter, verborgen und steht zu diesem in krassem Gegensatz. Ein Mensch „mit Charakter“ hat zu seinen wirklichen Gefühlen nur noch wenig Beziehung, er ist sich selber fremd und unheimlich, weshalb er alles unternehmen muss, um dies nicht wahrzunehmen. Seine Bedürfnisstruktur ist verkümmert, verwildert und pervertiert. Charakter wird zu einem ebenso starren und unmenschlichen System, wie das System, das ihn erzeugt hat. Menschen mit Charakter in diesem Sinne sind Menschen mit einer starren, unbeweglichen Ich-Grenze, Menschen, deren Verlangen und Verhalten genormt ist, deren wirkliche Bedürfnisse ihnen selbst nicht bewusst sind und durch Ersatzbefriedigung unbewusst gehalten werden können. Echte Gefühle sind ihnen fremd, sie empfinden keinen echten Schmerz, nur mehr dumpfe Verzweiflung, entwickeln wenig Liebesfähigkeit, sondern viel mehr den Anspruch, geliebt zu werden, sie sind entweder allseitig „abgehärtet“ oder an „alles gewöhnt“, Gleichgültigkeit ist Ausdruck ihres Totseins oder lebendig Begrabenseins. Dies alles als logische Folge der anhaltenden, sozial bedingten Gefühlsunterdrückung. Sie haben gelernt, sich zu beherrschen, weshalb sie leicht von aussen zu beherrschen sind, und weshalb sie sich gegenseitig nie wirklich kennen können: Denn keiner kann auf diese Weise dem andern mitteilen, wie er wirklich ist, was er wirklich für Bedürfnisse hat. Und aus diesem Grund spielt sich das soziale Leben allgemein in einem Klima der Verleugnung, der Vorurteile, den gegenseitigen Verkennens und der Heuchelei ab.

Inwiefern diese allgemeine Erscheinung z. B. auf die kollektive Eigenart der Deutschschweizer zutrifft werden wir weiter unten im Detail erörtern.

Zunächst aber besteht die wesentliche zu machende Einsicht in der Tatsache, dass das normale Verhalten, das die Kollektive ihren einzelnen Mitgliedern aufzwingen, mit Gesundheit nichts Gemeinsames hat. Normalität als Charaktereigenschaft, wie wir sie hier erörtern, ist eine sozialpathologische Erscheinung und bedarf unbedingt der kritischen Betrachtung, weil zwischen normativem und



spontanem, nichtaussengeleiteten Verhalten ein tiefer Abgrund klafft: Denn es ist nicht dasselbe, ob einer etwas will oder soll. Das ist dem Normalen aber gar nicht so bewusst, denn er hat gelernt - und darin besteht ja z. T. seine Normalität -, das, was er soll, auch zu wollen. Darin wird an seiner Normalität die vergesellschaftete und entindividualisierte Natur sichtbar. Für seine Person hält er das für gut, was der Masse gut scheint, denn seine persönliche Struktur ist durch den sozialen Charakter weitgehend eine Massenstruktur geworden.

So ist Normalität von psychischer Gesundheit himmelweit entfernt. Charakter bezeichnet als Normalität die chronisch gewordene Abwehrhaltung des Einzelnen gegenüber den persönlichen, natürlichen Bedürfnissen und Gefühlen. Damit ist aber auch die psychische Verkrüppelung gemeint, die notwendig ist, um einem Menschen die monotone Rolle eines Rädchen im riesigen Uhrwerk der Gesellschaftsmaschinerie zumuten zu können.

Im Sinne dieser Ausführungen wird es verständlich, wenn Frederick S. Perls („Fritz“) behauptet, dass der reichste, produktivste und schöpferischste Mensch derjenige sei, der keinen Charakter hat. Denn nur ein solcher kann das Leben und die Welt frei und aus voller Kraft bewältigen, weil er kein starres System entwickelt hat, weil er nicht prädestiniert ist, weil er nicht durch einen Charakter gezwungen ist, mit Erlebnissen nur in einer ganz bestimmten, „bewährten“ Form fertig zu werden, weil er auf Ereignisse nicht nur in bestimmter, vorgeformter, rezeptmässiger Weise reagieren kann. Ein Mensch „mit Charakter“ hingegen wird eben dadurch, dass er diese bestimmte Form erreicht hat, durch sein Regelverhalten typisch in Handlungs- und Reaktionsweisen. Sein Verhalten ist deshalb voraussagbar, gewissermassen programmiert. Man spricht von „Charakter-Typen“. Die Psychotherapeuten erleben täglich, inwieweit solchen Menschen die Bewusstheit der eigenen Lebendigkeit abhanden gekommen ist, inwieweit sie mehr Denkmaschinen als lebendig fühlende Menschen sind. Es wird in einer bestürzenden Weise deutlich, wie breit die Kluft ist zwischen Gefühl und



Verstand. Oft scheint es keine Möglichkeit mehr zu geben, diese beiden durch die Charakterentwicklung zu Gegensätzen gewordenen Funktionen zu vereinen.

Hier wird merkbar, wie sehr die Anpasstheit an die heutige westliche wie östliche Gesellschafts-struktur, eben die Normalität, diese Gespaltenheit der Menschen fördert und kultiviert. Wer dies selbst erlebt hat, z. B. in der Psychotherapie, in öffentlichen Diensten, in der sozialen Arbeit usw., kann begreifen, inwiefern Normalität als Charakterstruktur pathologisch sein kann und Pathologie fördert. Weil die Einzelnen nur noch wenig Zugang zu ihren eigenen Gefühlen haben, bleibt ihnen die Bedeutung ihrer dumpfen Empfindungen vielfach verschlossen, sie wissen nicht, woran sie leiden. Sie sind aus diesen Gründen auch unfähig, ihre eigene Gespaltenheit zu erkennen; ihre Gefühlsverkrüppelung ist ihnen unbewusst, denn sie können ihr eigenes Wesen ja in den Andern nicht durch einen kritischen Spiegel erkennen, sondern werden von den Andern lediglich bestätigt und bestärkt in der eigenen normalen Verhaltensweise.

Menschen dieser Art, also die meisten Menschen, haben feststrukturierte Abwehrsysteme gegen aussen und gegen innen: Gefühle von innen werden gleichermaßen abgewehrt wie Einmischung von aussen. Nach innen herrscht Abspaltung der Gefühlswelt, nach aussen Isolierung und Beziehungsunfähigkeit. Es wird systematisch jede Möglichkeit vermieden, einmal etwas wirklich zu erleben, und so stellt die aktive Verhinderung, lebendig, d. h. gefühlsfähig und bewusst zu sein, selbst einen integrierenden Bestandteil des charakterlichen Systems dar. Mit andern Worten, die Unfähigkeit, das eigene Gespaltensein zu erkennen, sichert das System des Charakters und zugleich das System, das ihn erzeugt hat, d. h. die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit. Daraus könnte gefolgert werden, dass die alte Forderung nach

Selbsterkenntnis der Todfeind des Charakters ist. Denn jede wirkliche Selbsterkenntnis führt zum Absterben des starren charakterlichen Systems, und der Tod

des Charakters führt buchstäblich zur Wiedergeburt des menschlichen Lebendigseins.



Sozialisation und Charakter

Bevor ich auf die charakterliche Eigenart des deutschschweizerischen sozialen Kollektivcharakters eingehe, befasse ich mich kurz mit einer Zusammenfassung der Sozialisationsvorgänge im Hinblick auf die Charakterentwicklung, wie sie vorher geschildert wurde. Der Begriff der Sozialisation bezeichnet, wie bekannt, den gesamten Prozess, der einen Menschen zum Mitglied der gesellschaftlichen Wirklichkeit macht, in die er hineingeboren wurde (Siehe S. 11). Diese Wirklichkeit, obwohl gesellschaftlich konstruiert, eröffnet sich ihm als eine objektive Gegebenheit, innerhalb deren bestimmte Rollen- und Wertsysteme verhaltenssteuernde und -ordnende Funktionen haben. Diese Steuerungssysteme implizieren die als gesollt geforderte Werthaltung (attitude) innerhalb der bestehenden psychosozialen Zusammenhänge, die für das Verhalten des Einzelnen bestimmend wird und die im Kollektiv u. a. den Moralkodex konstituiert.

Die grundsätzliche Prägungs- oder Entwicklungsoffenheit, die dem Einzelmenschen potentiell vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten gewährleistet, wird im Verlauf des Sozialisationsprozesses durch den Sachzwang der bestehenden Systeme zusehends eingeschränkt. Bestimmte, mannigfaltige Umweltbedingungen steuern die Entwicklung des Einzelnen in eine einzige Richtung. Alle andern Entwicklungsmöglichkeiten werden zugunsten einer einzigen ausgeschlossen und verhindert oder mindestens stark eingeschränkt. Dieser Prozess wird Kanalisation genannt, und an ihm ist das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen beteiligt.

Im Zuge dieser während der Sozialisation einsetzenden Kanalisation, der progressiven Einschränkung alternativer Entwicklungsmöglichkeiten, bilden sich affektiv-reaktive Verhaltensmechanismen, die vorher erwähnte sog. psychische Abwehr. Sie dient dem Schutz vor unangenehmen, schmerzhaften oder peinlichen Gefühlseinflüssen und Triebansprüchen. Diese werden durch die psychische

Abwehr verdrängt, abgespalten, entwertet, verleugnet, ignoriert usw. (Siehe: Anna Freud, Das Ich und die Abwehrmechanismen, Kindler TB, München). Die entsprechenden Abwehrmechanismen automatisieren sich allmählich und laufen im allgemeinen unbewusst ab. Auf diesem Wege wird die Struktur der Abwehr, wie bereits kurz erwähnt, chronisch, das heisst, die Reaktionsformen werden, weil sie (als Folge der Abwehr) immer gleich oder nach ähnlichem Schema ablaufen, zu beständigen Reaktionsmustern. Der Einzelne kommt also auf diese Weise zu konstanten Verhaltensmustern, die ihn in seinem Verhalten „typisch“ kennzeichnen. Zugleich wird sein Verhaltensrepertoire dementsprechend eingeeignet: Ausser den lange eingeübten, „bewährten“ Verhaltens- (Reaktions-) Mustern stehen ihm keine weiteren Möglichkeiten zur Verfügung, Gefühle und Bedürfnisse zu äussern. Im Gegenteil: Elementare Bedürfnisse werden ja gerade durch die Abwehr selbst unterdrückt. Daher können sie sich - wenn überhaupt - nur noch in verkrüppelter, perverser Form äussern. In der die konstanten schematisch-typischen Verhaltensform des Einzelnen, die sich in der beschriebenen Weise bildet, äussert sich Charakter.

Im vorherigen Abschnitt haben wir erfahren, dass im Prozess der Charakterbildung auch die psychische Spaltung inbegriffen ist. An diesem Prozess ist auch die Moral- und Über-Ich-Bildung (Gewissen) beteiligt und ist ein Faktor der Entwicklung der Selbstentfremdung. So bewirkt der Moralkodex beispielsweise den Aufbau des Abwehrmechanismus der Reaktionsbildung (Verkehrung eines Triebwunsches oder -Bedürfnisses ins Gegenteil): Die moralische Werthaltung der sozialen Umwelt bewirkt beim Einzelnen das Nicht-mehr-Wahrnehmen gewisser Bedürfnisse und Regungen bei sich selbst. Umso mehr wird dieses unterdrückte Bedürfnis in der Folge beim Mitmenschen scheinbar wahrgenommen (Projektion) und dort verurteilt, während man sich selbst als heilig oder erhaben über eben dasselbe Bedürfnis vorkommt. Dies ist nichts anderes als die Produktion des Sündenbockdenkens als eine Folge der zwanghaften Gewissensbildung. Dies je-



doch nur nebenbei; wir werden auf die Moralbildung später ausführlicher zurückkommen.

Parallel zur Charakterbildung und in ihr inbegriffen verläuft die Bildung eines kontinuierlichen Selbstverständnisses des Einzelnen, die sogenannte Ich-Identität (Nach E. H. Erikson). Eine regulär verlaufende Sozialisation führt mitunter zur „positiven“ Identität. Sie ist ein mit den sozial geforderten Rollenerwartungen und mit normativen Werten übereinstimmendes Selbstverständnis des Einzelnen. Es ist die Gewissheit des Einzelnen, einerseits das zu sein, wofür ihn die anderen halten, andererseits ein sich mit sich selbst und den Haltungen der sozialen Umwelt In-Übereinstimmung-Befinden.

Es ist mit anderen Worten eine Art Verschmelzung des Selbstverständnisses mit den Erwartungen und Meinungen der sozialen Umwelt. Dieses Selbstverständnis ist ebenfalls, wie die gesellschaftliche Wirklichkeit, ein sozial konstruiertes. Es ist nicht identisch mit der wirklichen Bedürfnisstruktur (ähnlich wie der Charakter), sondern kann ihr total entgegengesetzt sein. Wir sehen, dass sich hier wesentliche sozialpsychologische Begrifflichkeiten treffen: Rolle, Charakter, Ich-Identität und Persona. Obschon diese Begriffe klar auseinandergehalten werden müssen, haben sie auch gemeinsame Aspekte. Aber keiner der Begriffe trifft die eigentliche Persönlichkeit des Menschen, d. h. sein Wesen, wie es sich aus seiner Bedürfnis- und Triebstruktur ergibt. Die meisten Menschen leben gerade durch ihr Selbstverständnis, durch ihre Ich-Identität, in bezug auf sich selbst im Irrtum. Die nichtbemerkte Gespaltenheit in sich selbst stellt den Hauptkonflikt dar, der den Menschen unserer Kultur ständig begleitet. Die zwischenmenschliche Kommunikation in unserer Gesellschaft ist entsprechend paradox: Echte zwischenmenschliche Interaktion ist rar geworden (Siehe die Schwierigkeit, in einer T-Gruppe zu kommunizieren!). Gewöhnlich nehmen die gegenseitigen Interaktionen den Umweg über die Personae (Masken, Rollen) der jeweiligen Interaktionspartner, und damit wird die Kernpersönlichkeit nur schwach oder ü-

berhaupt nicht angesprochen. Fritz Perle spricht in seiner Schichtentheorie von der obersten sog. „Bla-bla-Schicht“, auf welcher Ebene nur die oberflächlichsten Allgemeinplätze ausgetauscht werden („Grüezi Herr Meier, schönes Wetter“). Nach dieser Schicht erscheint die Rollenschicht, und nach Perle erreicht die Kommunikation hier gewöhnlich ihre Tiefe. Das Vordringen in tiefere Schichten bereitet Angst, weshalb er die nächste Schicht als die „phobische“ bezeichnet hat. Weil es sich tatsächlich so verhält, also, weil Verständigung eine Sache der Oberfläche geworden ist, entsteht ein Kommunikationsverlust. Je entwickelter die Persona des Einzelnen ist, und je unentwickelter daher seine unterdrückte Persönlichkeit (Bedürfnis- und Triebstruktur), desto unechter und unwirklicher wird sein Umweltsbezug. Aber auch desto heimtückischer und inflativer werden sich die Ansprüche der unterdrückten Triebnatur autonom bemerkbar machen. Denn eine Kontrolle über unbewusst gewordene Persönlichkeitsanteile ist schlechthin unmöglich.

Wir werden später in der Kommunikationstheorie auf die Problematik der gestörten Kommunikation zurückkommen. Für den Augenblick sei nur soviel gesagt, dass sich die obig beschriebene Schwierigkeit auch in den egozentrisch formulierten psychologischen Theorien ausdrückt: Der psychische Apparat nach Freud besteht aus dem Ich, dem Über-Ich und dem Es. Das Du fehlt völlig, als ob der Einzelne nicht konstant bezogen auf Andere lebte. Meinem Ich steht aber in Wirklichkeit immer der Andere gegenüber, und für den Anderen, d. h. für das Ich des Andern bin ich der Andere. Dass aber in bezug auf diese an sich sehr komplizierten Sachverhalte eine Art Beziehungsblindheit (nach Laing, Watzlawick) besteht, hat seinen Grund in den gesellschaftlich konstruierten Charakterstrukturen der Einzelnen. Mit anderen Worten ist das Übel grundsätzlich in den gesellschaftlich konstruierten Sozialisationsbedingungen zu suchen, in den sozial genormten Handlungszielen, Wertvorstellungen und Verhaltenserwartungen. Durch sie wird psychische Spaltung (und damit das gegenseitige wie selbstbezo-

gene Missverstehen) aufrechterhalten und durch Familienerziehung exponentiell reproduziert. Die gespaltene Struktur der Eltern garantiert die Persönlichkeitspaltung ihrer Kinder. In diesem Sinn lernt das Kind, zu wollen, was es soll und entfernt sich gerade dadurch von der Möglichkeit, zu sein, was es ist. Die Institutionalisierung der psychischen Verkrüppelung ist das Krebsgeschwür unserer Kultur und Gesellschaft. Wir sind eine Gesellschaft von Halbtoten. Statt dass jeder Einzelne verantwortungsbewusst und entschlossen für die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse und für diejenigen seiner Mitmenschen sowie gegen die Unterdrückung der Menschlichkeit und gegen das Aufkommen der weltweiten Nekrophilie (n. Erich Fromm: Die Liebe zum Toten, zur Maschine, zur Technontronisierung usw.) kämpfte, breitet sich eine massenhafte Lethargie und verantwortungslose Gleichgültigkeit aus. Wir sind eine Gesellschaft ohne persönliche Standpunkte der Einzelnen. Was die Einzelnen dennoch als ihre persönlichen Standpunkte verteidigen, ist hauptsächlich Ausdruck ihrer Genormtheit, ihrer Angst vor Veränderung. Nur wenig Eigenes, Persönliches, hauptsächlich Aufgefropftes, fast totale Normgeprägtheit ist sichtbar. Das System ist alles, das Bedürfnis des Einzelnen aber zählt nichts. Dieser Tatsache gegenüber sind die meisten mit Blindheit geschlagen. Wie wollen sich die Krüppel wehren? Mit ihren (Ersatz) Krücken? Kaum! Denn die Krücken sind ihr einziger Trost.

Der anale Charakter

Die Psychoanalyse kennt vier klassische Neurosenformen, die sie mit vier verschiedenen Charakterstrukturen in Verbindung bringt, welche als sogenannte „Normalcharaktere“ überall gefunden werden. Diese „Normalcharaktere“ sind in Wirklichkeit Vorstufen der klinischen Neurosenformen. Ihre Entwicklung geht auf dieselben zeitlichen Ansätze zurück, welche neurotische Strukturen fixieren.



Schematisch handelt es sich um folgende Zusammenhänge, die hier aus didaktischen Gründen angeführt werden, obschon der heutige Wissensstand zu vergleichsweise extremer Differenzierung nötig:

Phase		Tendenz		Pathologie
1. Oral-intentionale Phase	→	Schizoider Charakter	→	Schizophrene Störungen
2 Oral-kannibalische Phase.	→	Depressiver Charakter	→	Depressive Störungen
3. Anale Phase	→	Analer Charakter	→	Zwangneurotische Störungen
4. Phallisch-ödipale Phase	→	hysterischer Charakter	→	Hysterie histrionisch

Eine knappe Charakterisierung der Vorgänge (nach Fritz Riemann/Schultzenhencke) soll das Schema erläutern:

- I. Ein Kind, das von Geburt an zu viel allein gelassen ist, dessen Mutter unzuverlässig, bzw. unregelmässig sich dem Kinde zuwendet, ein Kind also, das seine Welt als kalt und leer, als fremd und bedrohlich, unannehmbar und unheimlich erlebt, ein solches Kind wird in der Zuwendung zur Umwelt gestört sein: Es wird kein Vertrauen in das ihm begegnende Du entwickeln können, seine Beziehungsfähigkeit wird gestört oder gar verunmöglicht. Es wird, mangels eines Objektes, sich selbst zum Objekt nehmen, alle Kräfte für die Selbstbehauptung einset-



zen und schizoide Züge entwickeln. Die Angst vor Beziehung und Hingabe führt zur Selbstbewahrung und (Ich-Abgrenzung bis zur absoluten Isolation.

2. Ein Kind, das bereits im ersten Lebensjahr (zweites Halbjahr) chronisch überfordert wird, das frustrativen Mangelerscheinungen ausgesetzt ist, wird schon früh an Verlustängsten (Verlust der Beziehungsperson) leiden: Die Abhängigkeit von der Quelle aller Bedürfnisbefriedigungen, der Pflegeperson (meist der Mutter) ist bereits erkannt. Ein solches Kind braucht alle seine Kräfte zur Anpassung an die fordernde Umwelt, um der Verlustangst zu entgehen. Es kann daher keinen Eigen-Willen entwickeln, sondern wird sein Ich ganz der Umwelt, der Bezugsperson opfern und depressive Züge entwickeln. Die Angst, ein eigenes Ich zu entwickeln und aus der Geborgenheit herauszufallen, führt zur Selbstaufgabe zu Gunsten einer überwertig gelebten Hingabe an das Objekt.
3. Ein Kind, das in der analen (motorisch-aggressiven) Phase in all seinen expansiven und ur-kreativen Impulsen durch starre Erziehungsprinzipien, Reinlichkeitsdressur, Tabus, Intoleranz und Zwang beschnitten und eingeengt wird, wird Angst vor den eigenen Impulsen entwickeln. Es wird kein lebendiges Wagen riskieren, wird keine Unbefangenheit und Spontaneität entfalten können. Um die Angst vor den inneren triebhaften Impulsen zu bewältigen, wird es Zuflucht suchen bei äusseren, Sicherheit bietenden Ordnungen, in die es sich dauerhaft eingliedern kann und die dem inneren Chaos äusseres Regelverhalten entgegensetzen. Seine innere Lebendigkeit wird durch eine äussere Ordentlichkeit überdeckt und so wird es anale, zwanghafte Züge entwickeln. Die Angst vor Lebendigkeit und Veränderung führt zu Zweifelsucht und Zurückhaltung, die Motorik ist gehemmt, das Vertrauen in das Mit-sich-geschehen-lassen-Können fehlt, das Bild wird beherrscht durch

peinliche Gewissenhaftigkeit, Absicherung, nicht Abweichen von Gewohntem usw.

4. Ein Kind, das in der phallisch-ödipalen Phase zuviel Regellosigkeit, Willkür, Inkonsequenz, Relativität, zuwenig Konfrontation mit der Realität, zuviel falsche Freiheit und also zuwenig äusseren Halt erlebt, dem wird es an Identifizierungsmöglichkeiten mangeln, es wird nicht verbindlich auf Realitäten bezogen aufwachsen können, es wird keine klaren Vorstellungen von der Wirklichkeit und ihren Gesetzen erwerben und daher hysterische Züge entwickeln. Die Wirklichkeit wird bagatellisiert, aus Angst vor ihrer Endgültigkeit, vor ihrer Unausweichlichkeit. Es wird der Realität ausgewichen, nirgends wird ausgeharrt, immer Neues wird gesucht, ohne das Alte ausgekostet und verstanden zu haben. Angst vor Einengung und Zwang führt zum Leben in einer Pseudowirklichkeit ohne begrenzenden Halt, unhistorisch, auf den Augenblick eingestellt, verpflichtungslos, nach dem Motto „einmal ist keinmal“, ohne klare Zielvorstellungen, was zu naivem Ausprobieren, sich hinreissen lassen usw. führt. (Näheres siehe: F. RIEMANN, 1975⁶)

Diese Charakterzüge treten kaum rein auf. Sie sind praktisch bei jedem Menschen vereint, vermischt anzutreffen, jedoch ist häufig das Vorherrschen des einen oder anderen Moments zu beobachten. Die moderne Psychoanalyse hat dieses Schema differenziert und erweitert (Siehe Kapitel Motivationssysteme und neue Charakterologie). Trotzdem ist das Schema didaktisch sinnvoll und gibt einen anwendbaren Rahmen ab.

Wenn ich nun den deutschschweizerischen Charakter mit dem analen Zwangscharakter in Verbindung bringe, so will ich damit andeuten, dass die anal-

zwanghaften Charaktertendenzen in der deutschschweizerischen Kultur vorherrschen. Der vorherrschende Charakter der Erwachsenen bildet den Charakter der Kultur, oder wie bereits umschrieben, den sozialen Charakter. Somit entspricht der deutschschweizerische Normalmensch dem vorherrschenden analen Charakter. Ich will deshalb an dieser Stelle näher auf den analen Charakter eingehen:

Der Begriff stammt von Sigmund Freud. Er wies bereits in einer frühen Schrift (Charakter und Analerotik, 1908) auf die hochinteressante Beobachtung hin, dass „man eigentlich recht häufig einem Typus, der durch das Zusammentreffen bestimmter Charaktereigenschaften ausgezeichnet ist“, begegnet. Dieser Typus sei besonders ordentlich, sparsam und eigensinnig. Freuds grosses Verdienst war in diesem Gebiet die Herstellung des Zusammenhangs dieser drei regelmässig auftretenden Eigenschaften mit der frühkindlichen „Analerotik“. Freud nimmt zu den drei „anal“en Eigenschaften wie folgt Stellung:

„Jedes dieser Worte deckt eigentlich eine kleine Gruppe oder Reihe von miteinander verwandten Charakterzügen. „Ordentlich“ begreift sowohl die körperliche Sauberkeit als auch Gewissenhaftigkeit in kleinen Pflichten und Verlässlichkeit; das Gegenteil davon wäre: unordentlich, nachlässig. Die Sparsamkeit kann bis zum Geize gesteigert erscheinen; der Eigensinn geht in Trotz über, an den sich leicht Neigung zur Wut und Rachsucht knüpfen...“ (Charakter und Analerotik, 1908)

Freud beobachtete, dass aus der Lebensgeschichte dieser Personen leicht zu erfahren sei, wie verhältnismässig lange sie gebraucht hätten, in ihrer Frühkindheit die Funktionen der Darmentleerung, bzw. des Zurückhaltens des Darminhaltes zu beherrschen.

„Sie scheinen zu jenen Säuglingen gehört zu haben, die sich weigern, den Darm zu

⁶ Fritz Riemann, Grundformen der Angst, Reinhardt-Verlag, München 1975

entleeren, wenn sie auf den Topf gesetzt werden, weil sie aus der Defäkation einen Lustgewinn beziehen.“ (Freud, a. a. O.)

Freud nahm einen Zusammenhang zwischen den erogenen Zonen des Körpers an, in diesem Fall der Afterzone, und der Konstanz jener „Trias von Eigenschaften“. Er zeigte in einer noch früheren Schrift auf (Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1905), welche Bedeutung in der Frühkindheit dem Darminhalt zukommt:

„Er wird offenbar wie ein zugehöriger Körperteil behandelt, stellt das erste „Geschenk“ dar, durch dessen Entäusserung die Gefügigkeit, durch dessen Verweigerung der Trotz des kleinen Wesens gegen seine Umgebung ausgedrückt werden kann.“ (S. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Fischer TB, S. 60)

Im gleichen Zusammenhang betonte Freud die in der Neurose wie im Mythos, Aberglauben, Traum, Märchen und im Volksmund anzutreffende Gleichsetzung von Kot und Geld (Gold, Geschenk, Besitz). So fand er den Anknüpfungspunkt für die Eigenschaft der Sparsamkeit in der Kot-Geld-Analogie: Der als zugehöriger Körperteil empfundene Darminhalt gilt in der analen Phase als Besitz, den man verschenken oder verweigern kann. Auch die Eigenschaft der „Zurückhaltung“ findet letztlich ihren Grund in der Zurückhaltung des Darminhaltes, als erworbene Grundhaltung in der analen Phase. Die Lust an den Defäkationsvorgängen, die Analerotik, erfährt in der Folge eine interessante Weiterentwicklung: Die Analzone büsst im Laufe der fortschreitenden Entwicklung ihre erogene Bedeutung ein. Durch die Reinlichkeitserziehung wird von aussen her in die Lust am Schmierigen eingegriffen, um sie auszutreiben. Auf Kosten der von den erogenen Zonen gelieferten Erregungen und Lustgefühle werden Reaktionsbildungen geschaffen: Den Lustgefühlen werden Gegenkräfte entgegengesetzt, die normales Lustverhalten gerade ins Gegenteil verkehren: Schamgefühle, Ekel und die sexualfeindliche Moral stellen sich wie Dämme der späteren sexuellen Betätigung entgegen. So sah Freud in den drei Eigenschaften, Sparsamkeit, Ordentlichkeit und Eigensinn die „nächsten und konstantesten Ergebnisse der Sublimierung der A-

analerotik“. Sauberkeit, Ordentlichkeit und Verlässlichkeit scheinen also direkte Reaktionsbildungen gegen das intensive Interesse am Unsauberen, Störenden, nicht zum Körper Gehörigen. Den Eigensinn in diese genetische Reihe einzuordnen fällt nicht schwer: Es sei daran erinnert, „dass schon der Säugling sich beim Absetzen des Stuhles eigenwillig benehmen kann, und dass schmerzhaft Reize auf die mit der erogenen Afterzone verknüpfte Gesässhaut allgemein der Erziehung dazu dienen, den Eigensinn des Kindes zu brechen, es gefügig zu machen.“ (Charakter und Analerotik) Der Trotz des Kindes bildet eine frühe Stufe der Eigenwilligkeit der Person.

Freud beschliesst seinen Aufsatz über den Charakter und die Analerotik mit folgendem Fazit:

„Die bleibenden Charakterzüge sind entweder unveränderte Fortsetzungen der ursprünglichen Triebe, Sublimierungen derselben oder Reaktionsbildungen gegen dieselben.“

Eine der besten Zusammenfassungen und Zusammenstellungen der Literatur über dieses Thema finden wir bei Ernest Borneman (Psychoanalyse des Geldes, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1973).

Nun ist es aber von Bedeutung, dass ausser den psycho-sexuellen noch andere, nämlich soziale und intersubjektive Momente die Entwicklung des analen Charakters (wie jedes andere Charakterzuges) begünstigen.

Freuds Beschränkung auf „Analerotik“ entspricht seiner heute nicht mehr angemessenen Triebtheorie. Dass es neben der „Lust an der Defäkation“ auch noch eine „Unlust an der Defäkation“ geben könnte, weil sie zum Beispiel durch die Erziehungspersonen zu früh erzwungen oder überhaupt erzwungen wurde, dass die Prägungen durch das allgemeine Verhalten der Mutter (Mimik, Gestik, Stimme, Strafhandlungen) oder allgemeiner gesagt: durch Empathieabbrüche von Seite der Mutter oder anderen Erziehungspersonen zu Stande kamen, ist noch nicht in Freuds Theorie enthalten.

Das einjährige Kind, das gerade dabei ist oder bereits gelernt hat, auf eigenen Beinen zu gehen, stösst meist hier erstmals tief greifend mit seiner Umwelt zusammen. Es begegnet dem „Halt!“ der Beziehungspersonen, sein Wille stösst auf Verbote, Forderungen treten an es heran. Es muss lernen, dass seine Umwelt nicht so ist, wie es will, sondern dass es werden muss, wie die Umwelt es haben will. Es erlebt, dass seine Bedürfnisse ihm Gefahren einbringen, wenn es sie ausdrückt. Diese Umwelt hat ihre Gesetze. Sie ordnet dem Kinde einen bestimmten Platz zu, sie gibt ihm nur beschränkte Möglichkeiten des Seins. Bestimmte Dinge darf es nur in bestimmter Form tun. Durch die Sauberkeitserziehung muss es sich, wie gesagt, schämen lernen, was sein Selbst früh gefährlich verformt. Es muss lernen, sich vor gewissen Dingen zu ekeln. Nur eine Art der Weltbetrachtung wird ihm ermöglicht: „So ist die Welt, wie wir Erwachsenen sie sehen und für dich interpretieren und nicht anders! So musst du dich verhalten, so erwarten wir das, anders wollen wir dich nicht!“ Je früher die Reinlichkeitserziehung und die Erziehung zum Normverhalten überhaupt (durch Verbote, Forderungen und Sanktionen) einsetzt, je härter und rigoroser ihre Durchsetzung, desto schwerwiegender die Folgen für das Kind. Das Übermass an früher Einschränkung und aufgezwungener Selbstkontrolle, das ihm zugemutet wird, würgt seine Natürlichkeit, Impulsivität und Kreativität bereits an der Wurzel ab. Die Angst vor Strafe und Liebesverlust verhindert seine Unbefangenheit der Umwelt gegenüber. Ein Kind, das schon mit zwei drei Jahren ein braves und ruhiges Kind sein muss, ein gehorsames und anständiges Kind, wird schon früh seine natürlichen Bewegungs- und Handlungsimpulse, die ersten Keime seiner konstruktiven Kreativität, unterdrücken lernen. Ja mehr noch: Es wird beginnen, sich vor seinen eigenen triebhaften Impulsen zu fürchten, da es sonst, würde es ihnen nachgeben, der Strafe der Erwachsenen ausgesetzt wäre. So beginnt es in den eigenen Impulsen einen inneren Feind wahrzunehmen. Einen Feind in sich selbst zu haben wird aber an sich auch wieder problematisch, weil unerträglich. Also müssen auch für

die Abwendung dieses Übels Mittel und Wege gefunden werden! Der psychische Abwehrmechanismus der Projektion (das Hineindeuten des eigenen „Bösen“ in fremde Objekte) wird sich sofort hilfreich einstellen. Daraus wird sich später das weltweit angewandte Sündenbockdenken entfalten, das stets eine ideologische Rechtfertigung für die Verurteilung anderer liefert, um sich selbst und die eigene Ehre zu retten.

Das in Begleitung von Strafe, bzw. unter ihrem Druck gelernte Empfinden von Ekel und Schamgefühl („ich bin lebensunwert“) bei der Sauberkeitserziehung in der analen Phase wird durch das im gleichen Zusammenhang entstehende Schuldgefühl ebenfalls zu einem die Spontaneität unterdrückenden Faktor.

Ausserdem handelt es sich bei der hiesigen Reinlichkeitserziehung mehr um eine Dressur als um etwas anderes: Die Reinlichkeitserziehung setzt in der Schweiz durchschnittlich ums erste vollendete Lebensjahr ein (H. Kopp, Erziehung im Wandel, Basel 1974). Dieser Zeitpunkt trägt der körperlichen Entwicklung keineswegs Rechnung. Denn die Reinlichkeitsdressur setzt zu einer Zeit der physiologischen Unreife des Kindes ein:

„Die Defäkation wird durch ein Zentrum im Sakralmark (Centrum anospinale) gesteuert. Unter Umständen kann auch ein lokaler Mechanismus der Darmwand die Steuerung der Defäkation übernehmen. Etwa vom zweiten Lebensjahr an kommen mit der Bildung des Grosshirnzentrums für die Defäkation die Reflexmechanismen unter willkürliche Kontrolle.“ (Kreienberg und Harth, Verdauung und Resorption. In: Lehrbuch der Physiologie des Menschen, München-Berlin, Urban und Schwarzenberg, 1960, zit. nach Kopp)

Das bedeutet, dass bei der Reinlichkeitserziehung die physiologische Reife des Kindes nicht abgewartet wird. Kopp weist darauf hin, dass es sich bei diesem Training weniger um Erziehung im eigentlichen Sinn handeln könne, als vielmehr um ein Vorgehen, das der Dressur näher ist (Kopp, S.272 ff.). Dadurch werden den anti-analen Geboten eine unangemessene Bedeutung beigelegt, die sich bei



den Kindern ebenso wie bei den Müttern bemerkbar macht: Die Kinder entwickeln anti-anale Eigenschaften, während die Mütter im Wettbewerb um den frühesten Sauberkeitstermin und damit um höchstes Erzieher-Prestige rivalisieren. Dem Kinde hingegen wird die mögliche Erwerbung von Ich-Autonomie verwehrt: Würde die physiologische Reife des Kindes abgewartet, so bedeutete der Erwerb der bewussten Kontrolle über die Defäkationsfunktionen für das Kind das Erlebnis einer lustvollen, tüchtigen Leistung, einen beträchtlichen Zuwachs an Autonomie und Sicherheit, eine Bestärkung im Glauben an sich selbst und des Vertrauens zu den Erziehern, welche diesen Lernschritt ermöglichten. (Siehe: E. H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Klett 1968, Kopp, S.273 ff.) Statt dessen provozieren die reinlichkeitstollen Mütter den kindlichen Trotz durch allerlei Strafen und Zwangsmittel, sie rauben dem Kind das Autonomie-Erlebnis, das es zum Aufbau einer starken Ich-Identität benötigt.

„Das Kind, doppelt machtlos seinem Körper und der Mutter gegenüber, wehrt sich trotzend oder unterwirft sich entmutigt; sein Vertrauen in die Versorger wird enttäuscht. Zwangsläufig verändert sich die Erziehung in Richtung heteronomer Dressur. Die verfrüht erzwungene Sauberkeit erhält den bitteren Beigeschmack des Zweifels, der Schlechtigkeit und der Scham (Erikson, 1968).“ (Zit. n. Kopp, S. 274 ff.)

Bei solch erzieherischer Grundhaltung der Beziehungspersonen entwickelt sich in der analen Phase die willkürliche Unterdrückung aller Äusserungen des kindlichen Eigenwillens und der natürlichen Spontaneität zu einer Erziehung zum unbedingten Gehorsam.

Zu ihr gehört die Einpflanzung eines strengen und starren Gewissens, welches gehörige Schuldgefühle bei Zuwiderhandeln produziert. Der absoluten Autorität der Erwachsenen soll eine „kindliche Haltung der Pietät, Furcht und Ehrerbietung entsprechen“ (Kopp). Was ist nun die Folge eines Mangels an Ich-Autonomie



beim Kinde? Nebst der vermittelten Grundgefühle der Scham und des Zweifels treten noch neue Erkenntnisse des Kleinkindes auf: Die Bestrafung der frei gelebten Impulsivität führt, wie erwähnt zur Angst vor den eigenen Impulsen. Also muss das Kind seine hauptsächlichsten Kräfte für die erwartete Anpassungsleistung einsetzen. Es merkt, dass das vom Erwarteten abweichende Verhalten gefährlich ist.

In diesem Sinn entspricht dies auch einer objektiven Tatsache: Das Kleinkind lebt gefährlich! Deshalb wird es früh durch die Gewissheit geprägt: Ungefährliches, sicheres Leben heisst Leben nach Vorschriften. So entwickelt sich das Kind stündlich und minütlich in eine Welt von Vorschriften, Geboten und Verboten hinein und nimmt sie in sich auf. Übertreten der Vorschriften bedeutet Risiko.

Risiko vermeiden bedeutet, der Versuchung durch die Umwelt, durch das Andere, Neue, Fremde, Lustvolle usw., auch wenn es interessant ist, zu widerstehen.

Denn die Beschäftigung mit ihm ist gefährlich und unanständig! Das „Unanständige“ tun ist verboten! Die primitive Ordnungs- und Sauberkeitsmoral dieser Frühzeit wird danach meist lebenslanglich aufrechterhalten; die Sauberkeit ist eine der höchsten Tugenden der zwanghaften Persönlichkeit. Ebenso die Ordnung: Sie ist ihr eben ein Zwang, eine Not, die zur Tugend erhoben wird, um sie erträglich, ja unumgänglich notwendig (not-wendend) zu machen. Ebenso werden die frühen Vorschriften und Regeln durch Gewohnheit und Prägung verewigt und letztlich als Norm idealisiert. Auch dies muss als eine künstliche Erhebung der Not zur Tugend gesehen werden:

Die gelebte Norm (die Normalität) ist der Tod des Spontanen, Natürlichen, Kreativen. Norm und Normalität sind in psychologischem Sinn andere Wörter für Unterdrücktheit, Verbogenheit, Verkrüppelung des natürlichen Ausdrucks.

Der anale Charakter ist das Resultat solcher Normidealisation. Nebst den drei Freud'schen Apostrophierungen kommen dem analen Charakter noch viele andere, verwandte Charaktereigenschaften zu, die wir hier stichwortartig zusam-

menstellen wollen (ohne Vollständigkeit anzustreben):

Er zeichnet sich aus durch Schwerbeweglichkeit, Zähflüssigkeit, ist in seinen Äusserungen gehemmt, haftend und zurückhaltend. Das Unerwartete, Neue und Spontane ist ihm ein Gräuel. Er neigt dazu, alles möglichst beim Alten zu belassen, ist also traditionsgebunden-konservativ. Das evtl. auftretende Neue wird dem schon Bekannten und Vertrauten ein- und untergeordnet, um keine Standortveränderung riskieren zu müssen. Dies geschieht durch das krampfhaftes Festhalten an Einstellungen-, Erfahrungen und Meinungen; Gewohnheiten werden den zu Gesetzen. Das Neue wird nicht als verändernde Kraft erkannt, sondern durch das Vorurteil des längst Ausprobierten klassifiziert und dadurch ferngehalten. Er schützt sich also vor Ungewohntem und Fremdem, vor Überraschungen und Risiko. Das Neue bedeutet ihm Gefahr, der gegenüber er sich einigelt. Er öffnet sich ihm nicht. Dies kommt besonders gut bei Partnerbeziehungen zum Ausdruck: Er kann sich nicht hingeben, bleibt verkrampft, Hingabe bedroht ihn als Möglichkeit des Selbstverlusts. Er hat kein Vertrauen in das Mit-sich-geschehen-Lassen. Darum ist ihm nur wohl innerhalb seiner Festung. Seine Mauern sind seine starren Grundsätze, seine Dogmen und Prinzipien und deren Unbedingtheit. Sie werden gegen jede Anfechtung aufrechterhalten. Neuerungen erscheinen gerade deshalb als so gefährlich, weil sie Konsequenzen mit sich bringen könnten, welche das bisher Geglaubte, Gelernte und Gewusste in Frage stellen und relativieren könnten.

Die Grundhaltung anderen Standpunkten gegenüber ist deshalb Intoleranz und Angst, die Grundeinstellung dieses Typs ist der Versuch, dem Bestehenden Dauer zu verleihen und die Grundangst ist die Angst vor Veränderung, Wandel, die Angst vor Vergänglichkeit und vor dem Neuen. Seine erste Aufgabe liegt in der Selbstsicherung gegen Aussen und Anderes, Fremdes.

So verläuft das Leben solcher Menschen in Bahnen, gelenkt, in Regeln und Schemata gezwungen; er ist programmiert. Er steht unter dem Zwang allgemeinver-



bindlicher Regeln und Normen: „Man soll“ und „man darf nicht“ sind seine Gewissheiten. Gehorsam ist seine Tugend.

Dies ist das Resultat einer Erziehung, die schon früh den Eigenwillen zu Gunsten einer übergeordneten, normativen Ordnung gebrochen hat. Wir sehen also: Zu dieser Charakterstruktur führt mehr als nur die Freudsche Analerotik. Hier hat der soziale Charakter die Persönlichkeit des Einzelnen überwuchert und gnadenlos verstümmelt. Nur anale Charaktere werden dem widersprechen! Denn sie müssten sich sonst verändern.

Die deutschschweizerische Eigenart 2

Was berechtigt uns zu der Behauptung, der deutschschweizerische Charakter sei vorwiegend anal? Nun, die Eigenschaften, die der Deutschschweizer sich selbst zuschreibt, sowie die Apostrophierungen, die er von Ausländern erhält, sind schon beinahe sprichwörtlich geworden: der schweizerische Eigensinn, die schweizerische Ordnungsliebe, die schweizerische Sauberkeit, die schweizerische Exaktheit und Pünktlichkeit usw. sind samt und sonders anale Eigenschaften. Wir müssten also annehmen, dass in der Schweiz besonders stark anal-frustrierende Erziehungsmethoden, nicht nur in der entsprechenden Phase angewandt werden. Dies ist nun tatsächlich der Fall. Wie die Untersuchung von Kopp zeigt (Erziehung im Wandel), sind zwar Ansätze zu einer Liberalisierung in der Erziehung beobachtbar, jedoch herrschen nach wie vor noch die rigorosen Reinlichkeits-Wettbewerbs-Dressuren vor, die entsprechende Strukturierungen des Charakters erzeugen. Dies genügt uns natürlich nicht für eine Diagnose. Wie beurteilt sich das Volk, bzw. dessen Repräsentanten? Hier gelangen wir in ein buntes Schmelgen in antianalen Beschreibungen und Beschwörungen, wie sie für anale Charaktere typisch sind, einerseits, während auf der anderen Seite, besonders von Künstlern und Schriftstellern, der Zwang der typisch schweizerischen Enge (Paul Nizon: „Engnis der Enge“) beklagt wird.



Was unter der schweizerischen Eigenart verstanden werden soll, wird nun im Folgenden erörtert:

Im „kleinen grünen Schülerbuch“ (C. H. Monitor, Wir Schweizer, Das kleine grüne Schülerbuch, 1972 Feral-Verlag, Luzern) ist zu ersehen, was sich ein anonymer Patriot unter dem „Schweizer“ vorstellt: „Arbeitsam und intelligent, pflichtbewusst und zuverlässig, mit vorzüglichem Bildungsniveau...“

Die für ihn (den Schweizer) typischen Merkmale bringen ihm Achtung und Sympathie, wo immer er sich zeigt.“ (S. 16) Nach den Ansichten des anonymen Autors dieses Büchleins (übrigens ist auch das Verstecken hinter Anonymität eine anale Eigenschaft) soll sich die Summierung guter Eigenschaften im Verlauf der Jahrhunderte sogar in der charakterlichen Veranlagung niedergeschlagen haben, was den besonderen Typ Mensch, den Schweizer hervorgebracht haben soll. Er zeigt auch gleich, was er darunter versteht: Das in den höchsten Welt-rängen stehende schweizerische Bruttosozialprodukt, unsere sichere, stabile Währung, die internationale Bedeutung unserer Banken (alles samt und sonders anti-anale Errungenschaften), sodann die Qualität unserer Erzeugnisse (sic!) usw. seien die Resultate, die durch den Willen zur Leistung, die typisch ist für den Schweizer, erbracht wurden.

Auch die emotionalen Eigenschaften des Schweizers sind interessant: Er sei misstrauisch, von „unglaublicher, geradezu klebriger Zähigkeit“ und „einfach nicht krumm zu kriegen“. Er habe einen „unbändigen Willen zu Freiheit und Unabhängigkeit“ und ein bewährtes „Gefühl der Zusammengehörigkeit“. „Fair aber hart“ sei die Devise des Schweizers im sportlichen oder auch im täglichen Wettbewerb der Arbeitsleistung.

Nach solcher Identitätsbestimmung fehlt auch die Hymne ans Vaterland nicht, um das patriotische Weltbild abzurunden. Das patriotische Weltbild und die Berufung auf den Vater Staat und die heroischen Vorfahren fehlen nie, wo es gilt die gegebenen normativen Gesetzmäßigkeiten ideologisch zu untermauern.



Daraus entfaltet sich dann die verhängnisvolle „Diktatur des Patriotismus“ (Hans Tschäni, Pharos Verlag, Basel 1972, später: Ex Libris 1974). Es sei ein Vorzug, Schweizer zu sein, heisst es im Schülerbuch, ja noch mehr: „Wir haben stolz zu sein auf all das, was unsere Vorfahren früher in blutigen Schlachten wie auch als Werkstätige bis in die heutige Zeit in unermüdlicher Arbeit geleistet und auch erreicht haben.“ (S. 20) Schliesslich heisst es, ein solches Staatsbürgertum schliesse die Verpflichtung in sich, „dafür besorgt zu sein, dass unser Land auch in Zukunft bleibt, was es seit Jahrhunderten schon immer war.“ (S. 20) Hier sehen wir typisch das beschriebene Bedürfnis nach Dauer, das sich aus der Angst vor Veränderung entwickelte. Das Schülerbüchlein predigt der schweizerischen Jugend noch viele andere Dinge, auf die einzugehen verlorene Liebesmühe wäre: Zu sehr käme das auf eine psychoanalytische Interpretation der Charakterhaltung des Autors dieses feldgrünen blut- und bodenträchtigen Lobgesangs heraus, dessen letztliche Absicht wohl die Verewigung tradierter und mystifizierter Ideologie einerseits und die Verteidigung der milchschwangeren Brüste der Mutter Helvetia anstrebt. Dies wird klar, wenn ich nur thesenhaft den weiteren Inhalt dieses Büchleins anführe: Verherrlichung der bei uns herrschenden Ruhe und Stabilität, Angst vor „fremden Interessen“ (damit sind Interessen gemeint, die der Schweizer über die Landes-grenzen hinaus hegt), Diskreditierung der Dienstverweigerer, Rechtfertigung der Waffenausfuhr, Schaffung von Feindbildern, bes. Verketzerung des Ostens. Diese Äusserungen lassen uns eine erhöhte Aggressionsbereitschaft erkennen, die staatsideologisch untermauert, bzw. gerechtfertigt wird. Weiter finden wir im gleichen Zusammenhang eine wichtige Passage für die Bildung eines anal-autoritären Charakters: Die Rekrutenschule (RS) habe viel für sich: Der junge Mann komme unter Kameraden, „die er bislang noch gar nicht kannte.“

„Er lernt, sich in ein Kollektiv fügen, Befehle entgegenzunehmen und diese nach

bestem Wissen und Können auch auszuführen. Alles in allem in jeder Hinsicht eine Bereicherung der Persönlichkeit.“ (S. 22)

Danach noch zu behaupten, er werde zu selbständigem Handeln und Denken erzogen, tönt bestenfalls nach einem schlechten Witz. Als Zeichen der Zeit lobt der Autor die Judo und Karate treibenden jungen Damen, welche damit abwehrkräftig unerwünschte „Freibeuter“ bedienten. Wesentlich für unsere charakterliche Sozio-Analyse ist die Fremdenangst des Autors des kleinen Schülerbuches. Die Überfremdungsangst ist ein typisches Merkmal der analen Persönlichkeit und führt zu vermehrter Absicherung gegen aussen. Das einzige, was der Schülerbuch-Autor an den Ausländern in der Schweiz lobend erwähnt, ist → ihre Sparsamkeit!

Mit der Erwähnung der Überfremdungsangst gelangen wir zu einem wichtigen Thema des anal-zwanghaften Charakters. In ihr kommen nicht ungefährliche Sündenbock-Projektionsmechanismen zum Ausdruck. Wir wollen uns mit einer Schrift des ehemaligen Präsidenten der Vereinigung kantonaler Fremdenpolizeichefs, Marc Virot befassen (Vom Anderssein zur Assimilation, Merkmale zur Beurteilung der Assimilationsreife der Ausländer in der Schweiz, Verlag Paul Haupt, Bern 1968). Virot vertritt in seiner interessanten Schrift die Notwendigkeit der Assimilation sesshaft gewordener Ausländer in der Schweiz. An seinem Thema interessiert uns in unserem Zusammenhang die Auswahl der Kriterien, an denen er den assimilierten Ausländer erkennt. Denn durch diese Kriterienbeschreibung erhalten wir ein Bild des Schweizers, wie er, der Autor, ihn sich vorstellt. Allerdings versucht Virot, vorsichtig zu Werke zu gehen, um Vorurteilen zu entgehen. Es sei nicht ohne weiteres zulässig, zu sagen: „die“ Offiziere, „die“ Neger oder „die“ Schweizer. Wir könnten jedoch nicht darauf verzichten, Charaktereigenschaften zu berücksichtigen, wenn sie relativ häufig vorkommen. Dann gesteht er einem Volk als Ganzem eine mehr oder weniger ausgeprägte Eigenart zu. Diese zu bestimmen, bereite allerdings Schwierigkeiten (S. 41). Er weist dabei auf eine



Untersuchung von Dr. med. E. Pintér (Heil- und Pflegeanstalt Waldau/Bern) hin, bei der Schweizer über sich und Ausländer befragt wurden: Die Umfrage hat ergeben,

„dass die überwiegende Mehrzahl (der Schweizer) die Schweizer als reicher, intelligenter, pflichtbewusster, fleissiger, beruflich tüchtiger und sauberer als die Ausländer betrachtet. In ihren Augen waren die Ausländer allerdings kontaktfreudiger, höflicher, temperamentvoller und grosszügiger als wir.“ (Virot, S. 42)

Virot weist darauf hin, dass das negative Bild von den Ausländern Vorurteilen und nicht der objektiven Wahrheit entspreche. Also haben wir es hier mit einem ausgeprägten Projektionsmechanismus zu tun. Dieser wiederum ist eine objektive Tatsache und damit Indiz für die Charakterstruktur. (Es sei hier darauf verwiesen, dass die Projektion zwar ein Hauptmechanismus des schizoiden Charakters ist, der aber auch beim anal-zwanghaften bedeutend ist. Wir werden darauf zurückkommen.) Virot führt dann Max Frisch an, der uns Schweizer als eigenartig definiert:

„Wir unterscheiden uns nicht nur untereinander als Bündner oder Berner, als Appenzeller oder Waadtländer; wir unterscheiden uns gemeinsam von Nicht-Schweizern.“ (Max Frisch, „Überfremdung, Weltwoche, 9.9.1966, S.25, zit. nach Virot)

Auch im Ausland, meint Frisch, würden wir das Schweizerische untrüglich im Gespräch erkennen:

„Der Hang zum Pragmatischen, Misstrauen gegen Utopie, die Meisterschaft im Masshalten, Solidität, ... auch beim Gebildeten eine bäurische Wachsamkeit, man lässt sich nicht imponieren...“ (Zit. nach Virot, S. 43)

Doch lässt sich Virot nicht hinreissen, die schweizerische Eigenart, auch wenn er ihr Bestehen bejaht, zu umschreiben. Er weist auf viele prominente Autoren hin, die sich in einer solchen Umschreibung versucht hätten. Es sei ihnen aber

nur gelungen, subjektive Streiflichter auf ein „unergründliches Problem“ zu werfen. Nach Virots Meinung müsste eine vollständige Untersuchung auf ausführlichen historischen, soziologischen, ethnologischen, politischen, evolutiven prognostischen und strukturellen Darstellungen fussen. Seine Hauptargumentation besteht im Hinweis darauf, dass wir keine homogene Schweiz als Massstab hätten, sondern viele Gruppen, Untergruppen und Individuen.

Trotzdem bildet Virots Abhandlung auf weite Strecken einen schweizerischen Knigge, ein Anstandsbuch mit Regeln für richtiges, eben „normales“ Verhalten. Auf Seite 88 finden wir dann endlich einige Charaktereigenschaften aufgezählt, die er als „Dogmen“ bezeichnet: Der Ausländer sollte nach Virot

„zu unsern Dogmen positiv eingestellt sein, wie Pünktlichkeit, Genauigkeit, Gründlichkeit, Ordnung, Perfektion, Ehrlichkeit, Sauberkeit, Ruhe, Gewissenhaftigkeit, Zucht, Disziplin, Bürgerlichkeit, Solidität, Verantwortungssinn, sozialer Friede.“ (Virot, S. 88)

Virots „Dogmen“ sind uns unschwer als typisch analcharakterliche Reaktionsbildungen erkenntlich.

Nach einpaar unschönen Passagen über Gewohnheiten und Eigenheiten von Ausländern (die bei Schweizern ebenso häufig angetroffen werden, kommt Virot zur Aufstellung eines Katalogs von „negativen Merkmalen“, deren Fehlen die Assimilationsbereitschaft eines Ausländers in der Schweiz anzeige. Offenbar ohne es zu merken führt Virot damit eine Charakterbestimmung des „guten“ Schweizers im Negativ durch die Hintertüre ein: Ein Katalog von Merkmalen, deren Nichtvorhandensein wünschbar ist, um die Assimilation zu ermöglichen, zeigt nichts anderes an als das, was der typische, gute Schweizer nicht ist.

Ich will diesen Merkmalskatalog unverändert und vollständig wiedergeben. Nach Virot sollen also assimilationsbereite Ausländer folgende Eigenschaften aufweisen (bzw. eben nicht aufweisen).



Es sollte einer also

- „nicht erst vor kurzer Zeit eingereist sein
- keinen schlechten Leumund haben
- nicht aus einem aussereuropäischen Kulturbereich stammen
- nicht beabsichtigen, in seine Heimat zurückzukehren
- keine politischen Beziehungen zu seiner Heimat haben
- nicht seine Familie im Ausland lassen
- kein Analphabet oder Ignorant sein
- kein politischer Extremist, Agitator oder Anarchist sein
- keine subversive Propaganda betreiben
- nicht kriminell oder asozial (dumpf, finster, apathisch, verängstigt, misstrauisch, verschlossen) veranlagt sein
- keine Charakterfehler haben, wie Frechheit, Bluff, Verschlagenheit, Kriechertum, Unzufriedenheit, Rechthaberei, Drückebergerei, Geltungssucht, Aggressivität, Angebertum, Arroganz
- kein Psychopath, Neurotiker, Infantiler, Hysteriker, Sonderling, Alleingänger, Anormaler, Neurastheniker, Hypochonder, Depressiver, Querulant und so weiter sein
- kein Trinker sein
- kein Schuldenmacher sein
- nicht zu sittlich-moralischen Beanstandungen Anlass geben („unseriös“, „unsolider Lebenswandel“)
- die Schweiz und ihre Institutionen nicht kritisieren (Nörgelei)
- sich nicht politisch voll desinteressieren
- nicht gegen eine eventuelle Einbürgerung seiner Kinder sein
- in der deutschen Schweiz nicht Mühe haben, den Dialekt zu verstehen
- keine schlechte Arbeitskraft sein
- die Stelle nicht zu oft wechseln (Unstetigkeit)

- keine schlechten wirtschaftlichen Zukunftsaussichten haben
- nicht ausschliesslich in ausländischen Kreisen verkehren
- nicht ausschliesslich fremde Kommunikationsmittel benützen
- keine aussergewöhnlichen religiösen Bräuche öffentlich manifestieren
- keine ausgefallenen Sitten und Gebräuche haben (Lärm, Gebaren, Kleidung, Freizeit)
- nicht unordentlich sein (Kleidung, Wohnung, Kindererziehung, Haushaltbudget)
- und vor allem nicht seine heimatlichen Verhaltensweisen beibehalten haben und äussern
- nicht unzivilisiert sein.“ (S. 107-109)

Dieser Katalog zeigt auf, welche Eigenschaften dem Ausländer fehlen sollen, damit er wie ein Schweizer wirkt (Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, ist nicht auffällig). Es ist eine Reduktion auf das Mittelmässige, Normale. Hochinteressant für unsere Studie ist die Aufzählung von psychiatrischen Etikettierungen, welche wirken, als ob sie der Autor einem Inhaltsverzeichnis eines psychiatrischen Lehrbuches entnommen hätte. Wer diese negativen Merkmale besitzt, ist stigmatisiert, d. h. „gezeichnet“: Er ist sozial auffällig und entfernt sich von der Norm. Normübernahme wird deshalb erzwungen.

Es geht mir bei der Erörterung dieser Probleme gar nicht um die Beantwortung der Frage, ob Assimilation notwendig ist oder nicht. Vielmehr interessiert in unserem Zusammenhang die Tatsache, dass weite Teile des Volkes eine regelrechte Überfremdungangst haben: Es ist wieder einmal ein Gespenst, das umgeht: Das Gespenst der Überfremdung, die Angst die eigene Eigenart zu verlieren! Psychologisch gesprochen handelt es sich hier nämlich um eine ausgewachsene Identitätskrise: Man sieht sein Selbstverständnis (das aus der Eigenart bezogen wird in Frage gestellt. Angst vor Wandel und Veränderung wird mobilisiert. Die herr-



sche „Ruhe und Ordnung“ scheint gefährdet, sie müssen daher sofort stabilisiert werden. Dies ist wiederum eine Grundfunktion des anal-zwanghaften Charakters.

In der Art, wie der Analcharakter seine Probleme zu lösen versucht, muss der andere Standpunkt, das Anders-Artige, Fremde, das Nicht-Übereinstimmende, Kritische usw. allgemein eine stigmatisierte Rolle, eine Sündenbockrolle übernehmen. Das Fremde und Andere wird etikettiert und damit strategisch „erkannt“. Dieser strategische Erkenntnisakt hat den Sinn der Diskreditierung, der Abwertung des fremden Objekts, um es in seiner wirklichen Bedeutung nicht wahrnehmen zu müssen. Es wird mitunter verteuelt, um die Distanzierung zu ihm zu beschleunigen. Diese Art der Problemlösung ist nichts anderes als der in Bewegung gesetzte Abwehrmechanismus. Wenn diese Erscheinung allgemein ist, d. h. zum sozialen Charakter einer Volksschicht gehört, bekommt der Abwehrmechanismus erweiterte soziale Bedeutung. Aus diesem Grunde gibt es hierzulande keine echten Auseinandersetzungen, keine echten Konfliktlösungen. Wo stets Ruhe und Ordnung zu herrschen haben, können gar keine Konflikte aufkommen, weil sie schon im Keim erstickt werden. Es wird dann aber auch keine Veränderungen, keine Selbstreflexion und daher auch keinerlei Entwicklung geben können. Das Resultat ist die viel gerühmte Stabilität, ein Mantelwort für Erstarrung und Zementierung der Verhältnisse. Dies trifft für das Kollektiv genauso wie für den Einzelnen zu. Diese Grundhaltung zu „überfremden“, d. h. zu verändern hätte sehr viel guten Sinn.

Viele bekannte, auch über die Landesgrenzen hinaus bekannte Persönlichkeiten leiden unter diesen Zuständen. Es sind vor allem Künstler und Wissenschaftler aller Gattungen, die sich zu den Wortführern der unterdrückten Menschlichkeit gemacht haben. In einer Gesellschaft, in der nur Leistung und Profit als real und fortschrittswürdig gelten, haben sie allerdings wenig Echo.

Zur Illustration anal-charakterlicher Strukturen seien einige schweizerische Ge-



lehrte und Schriftsteller kurz zitiert: Konrad Farner äusserte sich im „Dossier Schweiz: Neutralität“ (Büchler-Verlag, Zürich 1970) unter anderem über die schweizerische „Sparwut“ folgendermassen:

„Wie war doch noch vor einigen Jahren im „Schweizerischen Frauenkalender“ zu lesen: „Wenn die Alters- und Hinterbliebenenversicherung auch verbessert ist, müssen wir uns doch klar sein, dass diese Rente niemals zum Leben ausreichen wird. Das ist auch richtig so, weil sonst der Sparwille in unserem Volke ganz ins Wanken käme.“ Dieser Frauenkalender ist wohl kaum für die 70'000 bis 80'000 erwerbstätigen Mütter geschrieben, die für gegen 100'000 Kinder alleinerziehend sorgen, die tagsüber zur Arbeit gehen müssen und kaum Ferien kennen, während ihre Heimat als das „Ferienparadies der Welt“ gepriesen wird.“ (S. 15/16, 1970!)

Farner wies darauf hin, dass wir ein sehr reiches Wohlstandsland, ein sehr wohlgeordnetes Land sind, ein Land, wo „Milch und Honig fliesst“, ein Land abseits des chaotischen und gefährlichen Trubels der Weltgeschichte.

„Ein Land zudem, dessen Bank- und Versicherungskapital sich täglich mehrt und eine der finanzstärksten Mächte der Welt darstellt. Die „Gnomen von Zürich“, wie es in England geheissen, sind tatsächlich Grosse des Weltkapitalismus, unser Kapitalexport ist, gemessen an der Einwohnerzahl, wahrscheinlich der stärkste der Gegenwart.“

Wir sind jedoch, parallel dazu, menschlich ein sehr armes Land geworden, wir sind dem blossen Geldverdienen und Geldanhäufen erlegen, wir sind zu derjenigen Schweiz geworden, die Gottfried Keller erahnte und vor der er eindringlich warnte: das Geld regiert und dirigiert beinahe alles. Wir sind geradezu Besitzprotzen geworden.“ (S. 12)

Da wir uns nur auf anal-charakterliche Verhältnisse beschränken, wollen wir den weiteren interessanten Äusserungen Farners nicht mehr weiter folgen.



Paul Nizon befasst sich in seinem Buch „Diskurs in der Enge“ (Benziger-Verlag, Zürich 1973) mit der schweizerischen Enge, die vor allem den Künstlern zu schaffen macht, die Enge des Kulturschauplatzes Schweiz. Das Buch könnte den Untertitel „Das Unbehagen in der Schweiz“ gut vertragen: Es setzt sich mit einem Kulturklima auseinander, das zum vornherein schöpferische Impulse an der Wurzel abwürgt. Nizon verweist auf eine ganze Reihe grosser Künstler, die die Schweiz verlassen mussten, um „gross“ werden zu können:

„Die Schwierigkeit besteht darin, dass das schweizerische System echten Neuerern keine Wirkungsmöglichkeit anzubieten hat, dass es sie naturgemäss eher aus dem Lande scheucht als fördert oder gar beansprucht.“ (S.41)

An derselben Stelle fährt Nizon fort (Er denkt dabei an grosse Architekten wie Le Corbusier, William Leacaze, Othmar H. Ammann):

„Für Persönlichkeiten diesen Zuschnitts ist die Schweiz, die lieber das Mittlere und Mittelmass fördert, allerdings zu eng.“ (S. 41)

Nizon kritisiert die Doktrin der Erhaltung unserer Sonderart:

„Sind wir von unserer Schweizer Idee derartig indoktriniert, dass diese sich als Impfmittel gegen Einflüsse, als eine Art Immunitätsserum erweist?“ (S. 61)

Er beklagt bitter unsere Abkapselung gegen aussen („Wir machen den Igel“ heisst es im Schweizerischen Zivilschutzbüchlein), unser mystifiziertes Neutralitätsprinzip (das „Gespenst namens Neutrum“), die schweizerische Ereignislosigkeit und Gräue, das Einerlei und die verherrlichte Heimat, die nichts anderes ist als

„ein mit Gründen abgeriegeltes Schweizer Haus, das materiell alle Welt aufnimmt und sie nullkommaplötzlich in Geld und Gut verwandelt und bei den Goldreserven versenkt, aber nie auf den Gedanken käme, sich der Welt wirklich zu öffnen.“ (S. 61) Symbolischer könnte die frühe Analerotik des Kleinkindes, die sich in den hortenden Analcharakter des



Erwachsenen umwandelt und im Kollektiv zum kapitalistischen System wird, kaum dargestellt werden. Und heute, 30 Jahre nach diesen Äusserungen, wo wir immer noch nicht zu Europa gehören, sehen wir Nizon komplett bestätigt. Im Sinne des Freudschen Analcharakters fährt Nizon an anderer Stelle fort:

„Die Qualitäten von Nüchternheit, Sparsamkeit, Schnörkellosigkeit, Sauberkeit, Vernünftigkeit scheinen sich mit „Schweizer Art“ besonders gut zu vertragen.“ (S. 76)

Im Hinblick auf viele grosse, asylsuchende ausländische Künstler, die während des Zweiten Weltkrieges in die Schweiz emigrierten, nimmt Nizon die recht unrühmlichen Dienste der Schweiz an diesen Flüchtlingen aufs Korn. Ich würde es ebenfalls analen Charaktereigenschaften zuschreiben, wenn in unserem Lande „Hervorragend untergründig mit undemokratischem Verhalten gleichgesetzt und deshalb gehandelt“ wird. Denn so geschah es den „fremden“ Künstlern, die in der Schweiz während dem Zweiten Weltkrieg „schutzlos der Willkür bornierter Bürokraten ausgeliefert“ waren. Aber genauso erdulden auch heute die Schweizerischen Künstler und Schriftsteller eine anhaltende Geringschätzung ihrer Arbeit und mithin ihrer Personen, falls sie das „Establishment“ nicht repräsentieren. Hier erfahren wir wieder den Sündenbockmechanismus:

„Der schweizerische geistige Mensch ist dazu verurteilt, abseits und im aktiven Fall unter der Feindschaft der offiziellen Schweiz zu schaffen!“ (S. 115/16)

Auch Nizon kommt auf die schweizerische Sparsucht zu sprechen und bestätigt diese wichtige Eigenschaft des Analcharakters. Er sieht auch einen interessanten Zusammenhang zwischen Neutralität, Abkapselung und Sparsamkeit: Wir besitzen eine Neutralität, die sich materiell lohnt, eine Neutralität, die rentiert.

„Neutralität kann unter solchen Umständen durchaus als Abkapselung, interessier-



te Abkapselung, mit anderen Worten als luftdichte Verwahrung von Wohlstand aufgefasst werden. Vielleicht hat sich der legendäre Unabhängigkeitsdrang von einst (da er nicht mehr mit dem Einsatz des Lebens gewagt werden muss) unversehens in das materielle Ideal des Sparens und der Sparsucht transferiert. Wir sind stolz auf das Sparen; Sparen rangiert hier unter den Nationaltugenden. Bei uns wird Besitz angehäuft, nicht um (besser) zu leben; es ist schon eher so, dass wir leidenschaftlich dem Besitz leben. Aus dem freiheitshungrigen Volk der Hirten ist jedenfalls mittlerweile eine Gesellschaft von Besitzenden und dem Besitz zugetanen, dem Besitz lebenden Bürgern geworden, die indessen von der Zwangsvorstellung ihres ursprünglichen Bildes keineswegs ablassen, im Gegenteil: ungeachtet aller Veränderungen fühlen sie sich immer noch als Monopolinhaber und Pioniere demokratischer Freiheit. Das heisst, anders ausgedrückt: je stärker wir uns der materiellen Enge unserer Herkunftsbedingungen entraten, um so entschiedener kapseln wir uns durch eine retrospektive Fixierung in eine einstellungsmässige Enge ein. (...) Innerlich befinden wir uns in der Igel-Psychose (in einer immerwährenden verdächtigen Angst, unsere ‚Eigenart‘ zu verlieren, in Überfremdungsängsten).“ (S. 120/21, Auszeichnungen z. T. von mir, W.A.D.)

Der autoritäre Charakter

Wie immer in unseren Ausführungen, gehen wir davon aus, dass unsere Auffassungen von Wirklichkeit vorwiegend Wahngelbilde sind. Wirklichkeit an sich zu erkennen ist uns nicht gegeben, weil unsere Vorstellungen von Wirklichkeit gesellschaftlich konstruiert sind. Natur und Gesellschaft stehen in einem inhaltlichen Widerspruch, der sich deutlich bei der Analyse von Charakterstrukturen aktualisiert. Die Charakterstruktur ist sozusagen der geronnene Widerspruch zwischen der individuellen Bedürfnisstruktur des Einzelnen und den kollektiven Erwartungshaltungen seiner engeren und weiteren Umwelt. Deshalb ist die Trennung von Gesellschaft und Psyche ein fataler Irrtum, durch den die Herrschaft von Kollektivität über den Einzelnen und die Auseinanderhaltung dieser beiden Kategorien aufrechterhalten wird. Es ist, mit anderen Worten, falsch, die menschliche Natur als Gegebenheit ausserhalb menschlicher Sozialsysteme zu bestimmen. Denn die menschliche Natur, bzw. die „natürlichen“ Bedürfnisse des Menschen sind gesellschaftlich geprägt und erscheinen daher nicht „rein“, sondern sozial vermittelt. Was wir als Charakterstruktur bestimmen können, ist stets etwas individuell und gesellschaftlich Gewordenes. Die charakterlichen Abwehrmechanismen (und damit Neurosen wie Psychosen) sind keine Gattungsmerkmale an sich, sondern Produkte von gesellschaftlich-individueller Dialektik.

Die Alltagsauffassungen von Wirklichkeit trennen nun aber Psyche von Gesellschaft. Gesellschaft wird als objektive Wirklichkeit und damit als objektive Macht erfahren. Der Einzelne ist nicht in der Lage, gesellschaftliche Wirklichkeit als konstruierte und geschichtlich geschaffene zu erkennen. Darum erscheint sie ihm auch nicht abschaffbar und auch nur schwer veränderbar. Er sieht, mit anderen Worten, nicht ein, dass sich gesellschaftliche Wirklichkeit zu den einzelnen Subjekten dialektisch verhält: Gesellschaftliche Wirklichkeit realisiert und reproduziert sich durch das in ihr lebende Individuum. Die organisierte Masse der Einzel-



nen schafft gesellschaftliche Objektivität, und diese hat sich gegenüber dem Einzelnen abgesetzt. Das heisst, die gesellschaftliche Objektivität - aus den Einzelnen entstammend - benimmt sich dem Einzelnen gegenüber wie eine fremde Einheit, als ob sie nicht aus dem „Baustein“ des Einzelnen konstituiert wäre. Durch Institutionalisierung wird dieser Zustand legitimiert: Die Totalität der Gesellschaft verselbständigt sich gegenüber dem Einzelnen und übt Macht auf ihn aus. Die Systeme der Institutionalisierung bilden den Kern der Gesellschaft und sind etablierte, normierte Beziehungen zwischen den Einzelnen (Siehe H. Marcuse, Der eindimensionale Mensch, 1967, Berlin und Neuwied/Rhein). Auf dieser Strukturierung beruht der Herrschaftscharakter von Gesellschaft, der sich durch primäre und sekundäre Sozialisationsprozesse in der Charakterstruktur des Einzelnen niederschlägt und in ihm perpetuiert.

Die konkrete Gestalt der individuellen Charakterstrukturen wird im Sozialisationsprozess durch gesellschaftliche Agenturen vermittelt. Deshalb spiegelt sich im Individuum die Struktur der Gesellschaft, die es prägte. Die Charakterstruktur des Einzelnen wirkt fatalerweise zurück und zementiert die sozialen und ökonomischen Verhältnisse. Die gefährliche und deshalb auch folgenschwere Selbsttäuschung in der bürgerlichen Wirklichkeitsanschauung besteht in der scheinbaren (ihr zugeschriebenen) Autonomie und Selbstmächtigkeit (B. W. Reimann, Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie, Darmstadt und Neuwied 1973) der Gesellschaft. Diese Selbsttäuschung resultiert aus der Tatsache, dass Gesellschaft keine „Gesellschaft“ unmittelbar von Menschen ist, sondern dass die Beziehungen zwischen diesen sich verselbständigt haben und allen Individuen übermächtig entgegentreten. (T. W. Adorno, Postscriptum, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 18.Jg., Heft 1, 1966) Die Gesellschaft folgt aus dieser Sicht „objektiven“ Gesetzen und entzieht sich der direkten Einflussnahme Einzelner.



Erst über das Verhältnis dieser Strukturierung von Gesellschaft (und damit von gesellschaftlichem Herrschaftsverhältnis) können wir uns angemessen mit Charakterstrukturen befassen.

GESELLSCHAFT IST EIN MENSCHLICHES PRODUKT.
GESELLSCHAFT IST EINE OBJEKTIVE WIRKLICHKEIT.
DER MENSCH IST EIN GESELLSCHAFTLICHES PRODUKT.

P. L. Berger/Th. Luckmann

Institutionalisierung als das Wesen normierter Beziehungen zwischen den Einzelnen können wir anhand der „Autorität“ untersuchen: Autorität wird vielfach als Charaktereigenschaft ausgegeben, die eine Person „besitzt“. Wir betrachten Autorität mit Erich Fromm (Die Furcht vor der Freiheit, Frankfurt a. M. 1966) als Ausdruck von zwischenpersönlichen Beziehungen, in denen sich gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen mikrogesellschaftlich niederschlagen. Autorität konstellierte sich immer neu im kommunikativen Austausch zwischen zwei Individuen. Wir wissen aus der Kommunikationstheorie, dass die Gesprächspartner in ihrem Austausch fortwährend ihre Beziehung definieren. In einer autoritären Kommunikationsstruktur wird dementsprechend eine zwischenpersönliche Beziehung anhaltend als Verhältnis von Herrschaft definiert. Unsere Gesellschaft ist wesentlich durch dieses Verhältnis strukturiert. Es ist deshalb von Bedeutung, die Pathologie der Normalität auch im autoritären Charakter des Einzelnen wie der Kollektivität aufzuspüren. Wir werden sehen, dass der anale Charakter mit dem autoritären in nächster Verwandtschaft steht.

T. W. Adorno hat mit seinen Mitarbeitern sehr weitgehende Untersuchungen über die autoritäre Persönlichkeit vorgenommen. Mittels einer umfangreichen Fragebogenmethode wurden über 2000 Personen interviewt und aus den Ergebnissen u. a. das „autoritäre Syndrom“ herausgestellt. Hofstätter (Einführung in



die Sozialpsychologie, Stuttgart 1966) hat die Attribute der „autoritären“ oder „antidemokratischen“ Persönlichkeit folgendermassen zusammengefasst:

1. Starke Betonung der Bindungen an die jeweilige Majorität sowie die Überzeugung von deren Überwertigkeit.
2. Zwanghafte Konformität mit den Normen und Konventionen der Majorität.
3. Tendenz dazu, solche Konformität auch von anderen Personen zu fordern.
4. Konservative politische Sympathien.
5. Auffassung der Welt und des Lebens als schlechthin bedrohlich und unfreundlich.
6. Neigung zu überspitzten Gegensätzen; vor allem zur kategorialen Unterscheidung zwischen „Starken“ und „Schwachen“ schlechthin.
7. Pharisäische Selbstgerechtigkeit in Fragen der Sittlichkeit, namentlich in geschlechtlicher Hinsicht.
8. Neigung dazu, eigene verdrängte Regungen auf andere zu projizieren und für deren Haupttriebfedern zu halten.
9. Ein Denken, das geringe produktive Einbildungskraft mit grosser Anhänglichkeit an starre Formeln verbindet.
10. Kindheitserlebnisse mit Eltern, die wenig Gemütswärme zu bieten hatten, die dafür aber die Forderung unbedingten Gehorsams erhoben.“ (P. R. Hofstätter, S. 391/2)

Die Beziehung der Menschen in der Institution Familie ist durch Etablierung als „Erziehung“ normiert. Er-ziehung ist die Be-ziehung zwischen den Generationen von „oben“ gesehen. Von „unten“ gesehen heisst die Entsprechung „Gehorsam“, sofern dem erzieherischen Eingriff gefolgt wird. Diese Beziehungsnormierung wird zum Vorbild und Grundmuster des autoritären Verhaltens in



der Gesellschaft: Alle Institutionen haben Zwangscharakter, denn die Institutionen sind Regulative des menschlichen Verhaltens. Die institutionellen Begegnungsformen sind vertikal strukturiert: Vorgesetzter-Untergebener, Lehrer-Schüler, Arzt-Patient usw. Am Anfang aber steht immer die Eltern-Kind-Beziehung, die alle folgenden bereits vorwegnimmt.

Erziehung ist daher immer eine autoritäre Form von Beziehung, welche gesellschaftlich konstruiert und legitimiert ist. Das Ziel von Erziehung ist die Vermittlung von Motivationen und Strebungen im Einzelnen, die konform sind mit dem Aufbau der hierarchischen Gesellschaftsstruktur. Daher wird die gesellschaftliche Wirklichkeit (das was sein soll!) dem Einzelnen autoritär vermittelt, auch wenn der Charakter des Autoritären nicht erkannt wird. Um diesen Prozess aufzuhalten, taugen neue Erziehungsmethoden nicht; wir müssen die Erziehung überhaupt abschaffen! Denn Erziehung wird immer Fremdbestimmung bleiben, die der Selbstverwirklichung im Wege steht, bzw. mit ihr unvereinbar ist. Die Praxis der Erziehung beinhaltet in sich eine Paradoxie, die heute häufig beschrieben wird als „Beziehungsfalle“, double-bind, Zwickmühle usw.: Sie bevormundet und gibt zugleich vor, ihr „Objekt“ zu verselbständigen. Denken wir nur beispielsweise an den gesellschaftlich vermittelten Verhaltenskodex (Anstandsregeln): Wer ihm folgt (sie!), weiss sich zu benehmen, ist also selbständig. Selbständigkeit durch Unterwerfung ist das gewollte Sollen, ist Gehorsamkeit. Da dieser Verhaltenskodex ein gesellschaftlich auferlegter und das Verhalten selbst ein gesellschaftlich konstruiertes ist, erweist sich hier die Pathologie des Gehorsams. Gehorsamkeit aber ist nach autoritärem Gesetz die höchste Tugend, Ungehorsam dagegen die niederträchtigste Sünde. Das introjizierte Mahnbild der Eltern (das Über-Ich) ist der Tumor, der im Innern Druck ausübt.

Dieser Tumor schafft Hand in Hand mit den äusseren herrschenden Mächten. Seine Pathogenese entstammt den autoritär strukturierten Umweltverhältnissen, die sich in der elterlichen Gewalt kristallisieren.



Autoritärer Charakter und Kommunikation

Auch bei Personen, denen wenig autoritäre Charaktereigenschaften anhaften, bzw. die äusserlich wenig autoritär erscheinen, lässt sich autoritäre Strukturierung in der Kommunikation nachweisen. Allerdings darf bei der Kommunikation niemals ausser Acht gelassen werden, dass die Aktionen der Partner nicht voneinander getrennt werden können. Im kommunikativen Austausch zeigt sich nämlich direkt, wie die Darstellung des Einen die Darstellung des Andern strukturiert und umgekehrt. Was der Eine tut, ist nicht unabhängig von dem Tun des Andern. Die Kommunikations-Partner sind interdependent und autonom zugleich. Das heisst, ihre Autonomie wandelt sich fortwährend durch die anhaltende gegenseitige Wechselbeziehung, die durch Kommunikation dauernd reflektiert und definiert wird. Der autoritäre Charakter kommt nun in der Kommunikation durch mehr oder weniger unbewusst angewandte Kommunikationsfallen zum Ausdruck. Bei der Anwendung dieser „Fallen“ treten gerne die angelernten psychischen Abwehrmechanismen der Kommunikationspartner in Aktion.

Ich möchte das Auftreten von Autorität in der Kommunikation durch folgende These zusammenfassen:

Das Autoritäre tritt im kommunikativen Austausch durch Kommunikationsfallen auf, welche Einseitigkeit, bzw. Autonomie der Darstellung des Einen vortäuschen und die Interdependenz der Gesprächspartner leugnen. Die Beziehung der Partner im Gespräch wird durch Aussagen „über“ den Andern definiert. Dies geschieht vornehmlich durch folgenden Prozess: Der Eine projiziert eigene Inhalte auf den Andern und interpretiert den Andern oder seine Situation. Durch die Interpretation kaschiert er seine eigene Situation, bzw. seinen eigenen Anteil. Die Einsicht, dass das Tun des Einen immer auch das Tun des Andern ist (Hegel), wird verhindert. Dadurch wird die Wirklichkeit der Kommunikationspartner gewaltsam verzerrt.

Mit anderen Worten: Kommunikationsfallen verhindern ein reales, unverzerrtes Wahrnehmen der Partner. Daher kann allein die sprachliche Sozialisation autoritären Charakter vermitteln.

Kommunikationsfallen

Kommunikationsfallen sind Verhaltensmuster, welche die Beziehung autoritär strukturieren, verschleiern und die Wirklichkeit der Partner verzerren. Wer sie anwendet, schafft Paradoxien und Konfusion (P. Watzlawick). Paradoxien sind Situationen ohne Ausweg, während Konfusion das Negativ von Kommunikation ist: Verstehen wird verhindert, Missverständnis wird produziert. Im Folgenden seien unsystematisch häufig vorkommende Verhaltensmuster aufgezählt, welche sich als Kommunikationsfallen erweisen können (Double-bind als autoritäre Falle, als Sonderfall des Identitätsverbots):

- Ich schaffe eine Zwickmühle (Paradoxie - Verhinderung der Lösung)
- Ich interpretiere den Andern (und kaschiere mein Gefühl)
- Ich formuliere meine Störung als Fehler des Andern (Projektion)
- Ich nehme Kampfhaltung ein (und bewirke Verteidigung)
- Ich nehme Verteidigungshaltung ein (und provoziere Angriff)
- Ich drücke meine Gefühle indirekt aus (Verschleiern)
- Ich gebe Sowohl-als-auch-Antworten (Ausweichen und Verschleiern)
- Ich spreche per „man“ oder „wir“ (Suggestieren von Übereinstimmung)
- Ich spreche nicht zu Einzelnen (Angst vor direkter Konfrontation)
- Ich vereinfache und verallgemeinere (Verleugnung, Unterdrückung)
- Ich überhöre etwas (Ignorieren als Abwehr)
- Ich verhalte mich berechnend (Taktik, strategische Abwehr)
- Ich verstecke mich hinter Sachzwängen (Rechtfertigen)
- Ich erkläre alles rational (Intellektualisieren = Gefühlsmord)



- Ich behalte die Machtposition (Dominieren als Abwehr)
- Ich bezeichne einen Schuldigen (Sündenbockstrategie, Projektion)
- Ich rechtfertige mich durch meine Vergangenheit (Flucht)
- Ich spiele Rollen (Unechtheit der Gefühle - Verschleiern)
- Ich gebe widerwillig nach (nur scheinbares Einverständnis)
- Ich verheimliche meine Einwände oder vertrete sie schwach
- Ich schweige
- Ich spiele Spiele ohne Ende (Vermeiden von Konsequenzen)
- Ich mache Vorwürfe (Schuldgefühle erzeugen)
- Ich stelle unechte (inquisitorische) Fragen (als Fragen getarnte Angriffe)

Diese Liste könnte beliebig fortgesetzt werden. Wir wollen uns aber hier nicht weiter ausführlich auf die Problematik von Kommunikation einlassen, da wir später auf breiterer Basis darauf zurückkommen. Es seien lediglich einige Bemerkungen angebracht, die die Bedeutung der Kommunikation für die Sozialisation von autoritären und andern Charakterstrukturen aufweisen. Nach Watzlawick ist Kommunikation die einseitige Mitteilung von einer Person zur andern. Der kommunikative Austausch zwischen zwei oder mehreren Personen wird hingegen als Interaktion bezeichnet. Dabei beschränkt sich das „Material“ von Kommunikation nicht auf Worte, sondern hat vielmehr ein breites Spektrum: Tonfall, Schnelligkeit oder Langsamkeit der Sprache, Pausen, Lachen, Seufzen (sog. paralinguistische Phänomene), dann aber auch die Körpersprache: Körperhaltung, Ausdrucksbewegungen, Mimik usw., also das Verhalten jeglicher Art (Watzlawick et al., Menschliche Kommunikation, Bern 1969). Da man, weil es unmöglich ist, sich nicht zu verhalten (also sich nicht auszudrücken), nicht nicht kommunizieren kann, wie Watzlawick darlegte, kann man sich auch nicht der Wirkung von Kommunikation entziehen. Das Kind wird daher im Sozialisationsprozess andauernder Strukturierung durch Kommunikation ausgesetzt

und erwirbt deshalb seine psychische Struktur kommunizierend. Daran können wir ermesen, wie und warum Erziehung, also die transitive Formung des Menschen, eine unüberschätzbare Bedeutung für die Bildung von Charakter und Gesellschaft hat.

Erziehungsmethoden

Erziehung an sich ist Fremdbestimmung. Für die praktische Erziehungshandlung gelten die gleichen Kriterien, die wir für das Wesentliche der Kommunikationsfallen erörtert haben: Erziehung strukturiert die Beziehung autoritär, die Wirklichkeit der Partner (des Erziehers wie des Erziehungsobjekts) wird verschleiert und verzerrt. Denn der Erzieher legitimiert sein Handeln durch die dem Erziehungsobjekt angedichtete Erziehungsbedürftigkeit. Der Erzieher hat ein erzieherisches Bewusstsein und fühlt sich als von Beruf erwachsen. Der geltende Erziehungsbegriff spaltet die Menschen in Erzogene und in Erziehungsbedürftige. Die Erzogenen befinden sich den Bedürftigen gegenüber stets im Vorteil, weil sie die Prozedur schon hinter sich haben, durch die sie nun ihre Zöglinge dirigieren. Die gesamte Pädagogik geht von diesem Erziehungsbegriff aus und begründet auf ihm den Disziplinierungscharakter von Erziehung. Der Erzieher ist im Besitz des Monopoles für „richtige“ Lebenshaltung, diese ist seine höchste Errungenschaft. Durch sie rechtfertigt er seine Forderungen an den Zögling. Er spielt die Rolle des pädagogischen Besserwissers (H. Kupffer), der sich um des Anspruchs der Erwachsenen auf elterliche Gewalt (-willen?) einer Herrenmenschenmoral bedient, die in der Nähe des faschistoiden Denkens angesiedelt ist (H. Kupffer in: Die Deutsche Schule, Nr. 11, 1973).

Der Mensch bedarf des natürlichen mitmenschlichen Zusammenlebens, nicht der Erziehung. Deshalb muss Erziehung erkannt werden als das Übel, für dessen Lösung sie sich ausgibt. Erziehung ist autoritär strukturierte Kommunikation und damit soziale Vergewaltigung des Menschen von Geburt an. Der Erzieher gibt



sich als der Vertreter der Interessen seines Erziehungsobjekts, als ob diesem kein eigenes Bewusstsein innewohnte. Ruth C. Cohn, die Begründerin der themenzentrierten Interaktion (TZI) hat in einem ihrer Hauptaxiome den Menschen als eigenständig und allverbunden bezeichnet, wodurch die Grundlage humaner Verantwortung gegeben sei. Sie stellte folgendes Postulat auf:

„Sei dein eigener Chairman, der Chairman deiner selbst.“

Chairman heisst soviel wie Vorsitzender, Leiter, Vertreter der Interessen. Cohn führt dazu aus:

„Mein eigener Chairman zu sein bedeutet also, meine Möglichkeiten und Grenzen als menschliches Wesen zu begreifen und zu verfolgen: Ich bin nicht allmächtig; ich bin nicht ohnmächtig. Meine Macht ist begrenzt.

Ich bin immer nur mein eigener Chairman und nie der des andern,

ausser wenn dieser sein Bewusstsein verliert oder noch nicht erreicht hat.“

(R. C. Cohn, Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion, Stuttgart 1975)

Daraus ergibt sich, wenn wir diesen Ansatz konsequent weiterdenken, eine radikale Kritik am traditionellen Erziehungsbegriff. Denn Erziehung bleibt wirksam, wenn das Kind seine Selbstbewusstheit längst erreicht hat. Der Erzieher entscheidet meist bis ins Erwachsenenalter seines Zöglings über dessen Rechte und Pflichten. Erziehung ist deshalb Bevormundung unter Vorgabe der Bedürftigkeit des Bevormundeten. Darum verzerrt Erziehung das wirkliche Wesen seines Objekts, dichtet ihm jene Eigenschaften an, die eine solche Erziehung als notwendig erscheinen lassen. Man wirbelt Staub auf und behauptet dann, nichts sehen zu können (Berkeley, zit. nach P. Watzlawick). Erziehung hat deshalb nichts zu tun mit natürlichem Zusammenleben, sondern ist strukturierendes Verhalten der Er-

zieherpersonen. Sie lassen den Menschen nicht entwickeln durch seine Eigengesetzlichkeit, sondern sie „entwickeln“ ihn aktiv-transitiv, sie fordern und erwarten. Sie interpretieren ihn und seine Bedürfnisse. Durch Interpretation erzeugen sie jenes Menschenbild, das schliesslich mit dem natürlichen Menschen nichts Gemeinsames mehr hat, sondern, das eine soziale Konstruktion ist, welche als Wirklichkeit ausgegeben wird.

Aus diesen Gründen eröffnete ich und schliesse ich das Kapitel über den autoritären Charakter mit dem Hinweis darauf, dass unsere Auffassung von Wirklichkeit vorwiegend ein Wahngebilde ist.



Formen der Aggression

Reaktionsbildung

Verkehrung ins Gegenteil. Durch Umkehrung bleiben die aggressiven Impulse (Wut, Zorn, Hass) als solche unkenntlich und daher unbewusst. Es entsteht eine (anti-aggressive) liebevolle, überfürsorgliche verständnisvolle Grundhaltung (mindestens nach aussen). Man verbündet sich, statt zu rivalisieren oder zu streiten. Der Aggressionslüsterne wird vielleicht zum fanatischen Pazifisten. Menschen, die ihre Aggressionen in hohem Masse ins Gegenteil verkehren, wirken häufig auf andere nicht so liebevoll, wie sie sich geben. Die Umwelt übernimmt spontan (reaktiv) die Aggression der Aggressionsgehemmten.

Demonstratives Schweigen

Schweigen drückt nicht nur Angst aus, sondern oft auch beherrschte (= zurückgehaltene) Aggression. Der Schweiger fühlt sich in seinen Fantasien über den andern mächtig, d. h. in der Fantasie dominiert er den andern. Nichts von sich preisgebend, verfügt er über Informationen über den andern. Der Schweiger lässt den Partner über sich im Ungewissen. Er verweigert Reaktionen (z. B. auch Feedback), was dem andern weh tut. Darin befriedigt der zähe Schweiger seine aggressiven Impulse.

Flucht und Rückzug

Die Verwandtschaft zum Schweigen ist hier offensichtlich: Auch Schweigen ist Rückzug auf sich selbst. Ich bestrafe den andern, indem ich mich diesem entziehe, ihn in Angst und Zweifel bringe, ihn zwingen, an sich selbst zu denken, den Fehler bei sich zu suchen. Das Ziel ist: Erzeugen von Schuldgefühlen (Vgl. Liebesentzug).

Vorwürfe

Sie sind ein Appell an den andern, geeignet, bei diesem Schuldgefühle zu mobilisieren. Nach langer Stauung von aggressiven Impulsen und Wutgefühlen bleibt häufig nur noch die Möglichkeit, Wut und Enttäuschung in Form von gegenseitigen Vorwürfen auszutragen. Dies geschieht offen oder kaschiert (z. B. versteckte Angriffe in Frageform). Vorwürfe sind trennungsfördernde Verhaltensweisen, d. h. ihr eigentliches Motiv (Enttäuschung) wird nicht ersichtlich. Deshalb kann auch das erhoffte Ziel (Verhaltensänderung beim Partner) nicht erreicht werden.

Identifizierung mit dem Angreifer (Aggressor)

Die Wut auf den Aggressor wird abgewehrt (und damit die Angst vor ihm), indem man sich mit diesem identifiziert, d. h.: Ich werde selbst zum Bedroher. Als Bedroher werde ich gefürchtet und brauche nicht selbst zu fürchten (s. Anna Freud, Das Ich und die Abwehrmechanismen, Kindler 1964). Beispiel: Statt aggressive Impulse dem Vater (der als streng, autoritär erlebt wurde) gegenüber auszutragen, bleibt der Sohn gefügig, wählt den Beruf des Lehrers und gebärdet sich darin seinen Schülern gegenüber ebenso autoritär, wie es zuvor der Vater mit ihm getan hatte. Überangepasste Jugendliche verbergen häufig durch ihre Erscheinungsweise ihre massiven Aggressionen. Ausserdem wird durch die Identifizierung mit dem Aggressor Rivalität vermieden.

Selbstzweifel und Depression

Die Wut wird gegen sich selbst gerichtet. Das introjizierte Objekt wird in einem selbst gehasst. Die Wut kann nicht nach aussen gerichtet (externalisiert) werden. Deshalb bringt man den verinnerlichten aber gehassten Menschen in sich selbst um: Suizid.



Projektion

Dies ist sozusagen das Gegenteil der depressiven Verarbeitung:

Die Wut wird auf ein Objekt losgelassen, auf das die negativen Gefühle (bzw. Eigenschaften) projiziert werden. Damit entsteht das Sündenbock-Phänomen. In der Gruppenstruktur spricht man von der Omega-Position. Oft quälen Gruppen ihren Prügelknaben, auf den sie ihre Wut projizieren, statt ihre Aggressionen gegen die (auslösende) Autorität (z. B. das Alpha = den Leiter) zu richten. Der aggressionsgehemmte Leiter seinerseits zementiert das Omega in der Gruppe, um einerseits selbst verschont zu bleiben und um andererseits seine eigenen Aggressionen indirekt (über die Gruppenmitglieder, die Omega bekämpfen) auszuleben.

Die eigene negative Identität (der „Schatten“ nach C. G. Jung) wird im Sündenbock gehasst und gezüchtigt. (Vgl. Minderheitenprobleme: Juden, Neger, in der Schweiz: Zu Beginn der Fremdarbeiterbewegung die zu „Tschinggen“ degradierten Italiener).

Ignorieren

Alle Formen des Nichtbeachtens (übergehen, überhören, nicht ernst nehmen usw.) entsprechen psychologisch einer existentiellen Vernichtung des andern.

Verschiebung

Bei grosser Angst vor dem eigentlichen Aggressionsobjekt, dem die Wut gilt, wird dieselbe oft „verschoben“, d. h. auf ein anderes Objekt, Ding oder Mensch, bzw. Tier, und an ihm ausgelassen. Z. B.: Die Wut auf den Chef wird am Partner abreagiert; die Wut auf den Partner wird gegen die Kinder gerichtet; die Wut gegen ein Geschwister wird am Hund ausgelassen; die Wut gegen den Vater ver-

schiebt sich gegen die Behörden usw.

Verachtung, Entwertung

Eine Entwertung kann dem andern oder sich selbst gelten. Dabei wird jeweils eine Hierarchie konstruiert, mit dem geheimen Zweck, eine partnerschaftliche Auseinandersetzung zu vermeiden. Die Hierarchie setzt unvereinbare Positionen (oben - unten, gut - schlecht usw.). Beispiele:

Du bist so blöd, dass es sich nicht lohnt, mit dir zu reden (bzw. streiten, auseinanderzusetzen, ernst zu nehmen). Oder: Ich bin so blöd, dass es sinnlos ist, dir meine Gefühle (Ärger, Trauer usw.) mitzuteilen.

In beiden Fällen ist es möglich, Aggressionen auszuweichen. Damit finden sie keine konstruktive Ausdrucksmöglichkeit. Der Entwertung, bzw. Selbstentwertung (Kleinheitsself) entspricht die Verachtung, bzw. Selbstverachtung. Sie ist gekennzeichnet durch mehr Aktivität als die Entwertung. Die Verachtung wird auch sehr oft in der Gruppe angewendet mit dem Ziel: Der von der Gruppe Verachtete soll sich der Blossstellung aussetzen und mit Beschämung bestraft werden. Der Beschämte fühlt sich ausgeschlossen, ist sozial ausgegrenzt.

Dissoziale Aggression

Die Aggressivität, die von jeder soziale Kontrolle verlassen ist, wird zur Destruktivität. Es ist die Destruktivität, die den Andern vernichten soll. Der Versuch, den Andern zu vernichten, entspricht der inneren Dynamik der Abspaltung des eigenen Bösen, d.h. der vom Ich nicht akzeptierten Teile des Selbst.

Empathieverweigerung

Wie Heinz Kohut sagte (1981/2003) ist das Böse die Abwesenheit von Empa-



tie⁷. Es ist offensichtlich, dass Böses nicht geschehen könnte, wenn der Anwender des Bösen sich in sein Opfer einfühlen und mit ihm miterleben würde.

Beispiel

einer neurotischen Verarbeitung von Aggressionen und Schuldgefühlen mit Wiederholungszwang:

1. Ich hasse meine Mutter, habe aggressive Fantasien gegen sie.
2. Dies gibt mir Schuldgefühle. Mein Gewissen verbietet mir, solche Fantasien (und erst noch gegen die Mutter!) zu haben.
3. Aber meine Fantasien sind so stark, dass ich erregt werde, und in meiner Vorstellung quäle ich die Mutter; ich male mir in allen Einzelheiten aus, wie ich ihr etwas zu Leide tue.
4. Meine Schuldgefühle wachsen: Ich bin daran schuld, dass es meiner Mutter nicht besser geht!
5. Ich schicke ihr ein Geschenk als Wiedergutmachung für meine bösen Fantasien.
6. Zusätzlich habe ich ein Strafbedürfnis: Ich finde mich schlecht, werde depressiv, grübele nach und komme deswegen zu spät zur Arbeit, um die erwartete Strafe zu erhalten (etwa eine Rüge des Chefs).
7. Aus verbleibenden Schuldgefühlen heraus besuche ich die Mutter. Bei ihr aber entwickle ich wieder neue Aggressionen, denn ich fühle wieder meine Abhängigkeit von ihr, meine Unfreiheit und Unselbständigkeit.
8. da capo...(Wiederholungszwang)

Während dieses ganzen Vorgangs bleiben die Aggressionen weitgehend unbewusst. Sie äussern sich in Fantasien, Träumen und innern Verstimmungen (Lauern, Depressionen). Deshalb wird dabei anhaltend destruktive Aggressivität auf-

⁷ Heinz Kohut (1981), Über Empathie, in: Selbstpsychologie, Europ. Zeitschr., 4/2001



gebaut; sie kann nicht ausgetragen werden und stellt damit einen Circulus vitiosus her.

Aus diesem Beispiel ist zu ersehen, wie die Abwehr von elementaren Gefühlen, Bedürfnissen, Impulsen eine Verzerrung der Realität des Einzelnen, bzw. seiner Wahrnehmung erzeugt. Verzerrung gibt ein falsches Bild von der Realität und schlägt sich als Auffassung derselben nieder. Da die Auffassung der Realität nicht die Realität selbst ist, sondern mit ihr verwechselt wird, verunmöglicht dieselbe eine echte, eben realitätsgerechte Auseinandersetzung.

Der autoritäre Charakter entsteht durch die Gewaltandrohung in der Erziehung. Gewaltandrohung erzeugt Angst, letztlich Todesangst. Das Prinzip Strafen-Belohnen ist ein sehr primitives, weil Differenzierung vermeidendes Prinzip. Es schafft Situationen ohne Alternativen, unter Verwendung von Angsterzeugung. Die absolute Paradoxie bei diesem Prozess ist die gewaltsame „Erziehung zur Friedfertigkeit“, das heisst m. a. W. die autoritären Erzieher glauben an die Utopie, durch das Erziehungsmittel der Gewalt sei das Erziehungsziel der Gewaltlosigkeit (Gewaltverzicht) zu erreichen. Dieser Prozess erzeugt andauernde Frustration und Aggression. Letztere kann folglich - weil Ausleben der Aggressionen verboten ist - nur noch neurotisch verarbeitet, bzw. im oben beschriebenen Sinn abgewehrt werden.



Identität

Der Begriff der Identität

Der Identitätsbegriff hat eine lange Vorgeschichte; sie wurde von David J. de Levita (Der Begriff der Identität, Frankfurt 1971) aufgezeichnet. Der Begründer des modernen Identitätsbegriffs ist William James, der Anstoss gab zur damals noch ungeahnten Entfaltung der Sozialpsychologie, die er um Begriffe wie „Rolle“ und „Status“ bereicherte. Der Identitätsbegriff fand bald Eingang in die Psychiatrie. Von besonderer Bedeutung ist Jungs Begriff der Persona, der als Vorläufer des Erikson'schen Identitätsbegriffs aufgefasst werden muss. Wie Levita darlegt, ist C.G. Jung der geistige Vater der Antithese zwischen dem Menschen in seinen Rollen und dem dahinter verborgenen individuellen Selbst. Nach Jung ist die Persona der äussere „persönliche“, nicht aber „individuelle“ Charakter, der als Kompromiss zwischen Selbst und Sozietät aufzufassen ist, d. h. ein Bindeglied, welches den Einzelnen in seiner äusseren Erscheinung in die Erwartungshaltung der Sozietät einordnet. Die Persona ist die Maske, die sich der Einzelne aufsetzt, bzw. die ihm aufgesetzt wird und mit der sich „leben lässt“. Das will sagen: Der Einzelne kann sich mit ihr identifizieren. Er hält sich für das, was er zu sein glaubt und wofür ihn die andern halten. Der Personabegriff rückt damit in die Nähe des Rollenbegriffs und in jene des Identitätsbegriffs: Er impliziert die gespielte soziale Rolle und die Identifikation mit derselben. Jungs Aussage, die Persona sei ein Kompromiss zwischen dem Einzelnen und der Sozietät über das als was Einer erscheint, zeigt, dass er bereits klar differenzierte zwischen Erscheinung und dem darunter liegenden individuellen Selbst. Mit dem Erikson'schen Identitätsbegriff gelangen wir zu weiteren Unterscheidungen: Wir lernen differenzieren zwischen der persönlichen, bzw. individuellen Bedürfnisstruktur und dem kollektiven Rollensystem. In der Wechselbeziehung zwischen beiden spiegeln sich individuell wie kollektiv subjektive und kollektive

(„objektive“) Bedürfnislagen. Bei Einzelnen ergibt sich dadurch die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen der Rollen-Identifikation und der Ich-Identität. Wenn wir im Folgenden von Identität sprechen, ist jeweils die Ich-Identität gemeint, wie sie Erikson formulierte, und wir möchten dazu gelangen, eine Pathologie der Identität einzuführen, die uns Aufschluss gibt über „psycho-soziogene“ Selbstbildung und Selbsterfahrung.

Erikson erweiterte die Theorie der Psychoanalyse, brachte sie sozusagen auf den damals neuesten Stand und blieb ihr dennoch - mehr als alle anderen Nachkriegstheorien - am meisten treu. Er sah seine Aufgabe darin, Freuds Theorien mit den modernsten Vorstellungen über die Auswirkung von Gesellschaft und Kultur auf die psychische Entwicklung des Einzelnen in Einklang zu bringen. Er erweiterte Freuds Ich-Begriff. Er belegte die Entwicklung des Ichs mit Vorrang gegenüber anderen psychischen Prozessen und Mechanismen und fügte der Freud'schen Phasentheorie weitere Phasen hinzu und verstand sämtliche Phasen nicht nur als „psychosexuell“, sondern ebenso sehr als „psychosozial“. Erikson versuchte damit m. a. W. eine Brücke zu schlagen „zwischen der Theorie der infantilen Sexualität und unserer Kenntnis des physischen und sozialen Wachstums des Kindes innerhalb seiner Familie und der Sozialstruktur“. (E. H. Erikson, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966, S. 58 ff.).

a) Das epigenetische Prinzip

Um das Phänomen „Wachstum“ zu verstehen, benützt Erikson in seinen Arbeiten ein epigenetisches Prinzip: Es ist abgeleitet vom Wachstum „der Organismen in utero“. Bereits Freud benutzte ein solches Prinzip; bei Erikson erreicht es höhere Differenziertheit. Dieses Prinzip besagt, „dass eine normale, ungestörte Persönlichkeitsentwicklung die Bewältigung und Überwindung der für jede Entwicklungsphase spezifischen Aufgaben zum rechten Zeitpunkt und in der richti-



gen Reihenfolge verlangt“ (Th. Lidz, Das menschliche Leben, Bd. I, Frankfurt 1970, S. 128 ff.). Diese Vorstellung wurde von der Embryologie übernommen: Die regelrechte Entwicklung des Embryos beruht auf der Entfaltung eines jeden Organs aus seinen Anlagen zum rechten Zeitpunkt und in der richtigen Reihenfolge. Dabei ist der Ablauf der einzelnen Phasen der Organentwicklung davon abhängig, ob die vorausgegangenen Phasen regelgerecht abgelaufen sind. Eine Störung in dieser Phasen-Entwicklungskette - an welcher Phasenstelle auch immer - bewirkt eine Fehlentwicklung aller folgenden Phasen.

Erikson verallgemeinert dieses Prinzip dahingehend, dass alles, was wächst, einen Grundplan habe, dem die einzelnen Teile folgen, wobei jeder Teil (=Phase) eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem funktionierenden Ganzen herangewachsen sind. Für die übersichtliche Darstellung dieses Prinzips verwendet Erikson ein epigenetisches Diagramm, welches aufzeigt, wie die verschiedenen Phasen mit bestimmten „Komponenten“ verbunden sind (Siehe Diagramm).

Das epigenetische Diagramm

(aus Erik H. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*, suhrkamp taschenbuch, 1994, S. 59-60)

Diagramm B

Erstes Stadium (etwa 1. Lebensjahr)	Urvertrauen	Frühform der Autonomie	Frühform der Initiative
Zweites Stadium (etwas 2. und 3. Lebensjahr)	Spätere Form des Urvertrauens	Autonomie	Frühform der Initiative
Drittes Stadium (etwas 4. und 5. Lebensjahr)	Spätere Form des Urvertrauens	Spätere Form der Autonomie	Initiative

b) Ich-Identität

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



Der Identitätsbegriff ist der zentrale Kernbegriff der Eriksonschen Theorie: Das Gefühl der Identität vermittelt die Fähigkeit, sein Selbst als etwas zu erleben, das Kontinuität besitzt, das in der zeitlichen Abfolge das „Gleiche“ bleibt, so dass entsprechend gehandelt werden kann (Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1971, S. 36 ff. und 256 ff.). „Das Gefühl der Ich-Identität ist also die angesammelte Zuversicht des Individuums, dass der inneren Gleichheit und Kontinuität auch die Gleichheit und Kontinuität seines Wesens in den Augen anderer entspricht, wie es sich nun in der greifbaren Aussicht auf eine „Laufbahn“ bezeugt“ (op. cit.). Es handelt sich also um ein kontinuierlich erkennbares, für die Orientierung notwendiges Selbstverständnis, das im Verlauf der Sozialisation hergestellt werden muss. In der Phasentheorie Eriksons wird ersichtlich, wie sich diese Ich-Identität aufbaut.

c) Die acht Entwicklungs-Phasen des Menschen nach Erikson

Jede Entwicklungsphase beinhaltet nach Erikson eine spezifische Aufgabe, die vom Einzelnen und von seiner Umgebung in Wechselseitigkeit erfüllt werden muss. Verläuft eine Phase ungestört, so dass ihre Aufgabe als „erfüllt“ gilt, so entwickeln sich daraus bestimmte positive Grundqualitäten, die die weitere Entwicklung gewährleisten. Verläuft eine Phase aber gestört, entstehen negative Grundqualitäten. Für jede Phase schlägt Erikson ein gegensätzliches Eigenschafts-Paar vor, welches das positive bzw. negative Resultat der jeweiligen Phasenentwicklung bezeichnet. Wir wollen im Folgenden zunächst eine schematische Darstellung dieser acht Phasen geben:

Phase		Positive Qualität	gg.	Negative Qualität
I	Säuglingsalter (oral)	Urvertrauen	↔	Urmissstrauen
II	Kleinkindalter (anal)	Autonomie	↔	Scham und Zweifel
III	Spielalter (phallisch)	Initiative	↔	Schuldgefühl
IV	Schulalter (Latenz)	Werksinn (Leistung, Aktivität)	↔	Minderwertigkeitsgefühl
V	Adoleszenz	Identität	↔	Identitätsdiffusion
VI	Frühes Erwachsenenalter (Genitalität)	Intimität	↔	Isolierung
VII	Erwachsenenalter (Genitalität)	Generativität (zeugende Fähigkeit)	↔	Selbst-Absorption (Stagnation)
VIII	Reifes Erwachsenenalter (Rückbildung)	Ich-Integrität	↔	Verzweiflung

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder. Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



Zu jeder Phase zählt Erikson die sog. Errungenschaften auf, „Grundtugenden“, wie er sie nennt, oder „Stärken“, die als das bleibende Ergebnis „günstiger Verhältnisse“ gelten.

Er nennt sie „Grundtugenden“, weil „ohne sie und ihr Wiederauftauchen von Generation zu Generation alle anderen und wandelbaren menschlichen Wertssysteme ihren Geist und ihre Bedeutsamkeit verlieren“ (op. cit. 5.270 ff.).

Liste der „Grundtugenden“:

Urvertrauen gg. Urmisstrauen:	Antrieb und <u>Hoffnung</u>
Autonomie gg. Scham und Zweifel:	Selbstbeherrschung und <u>Willenskraft</u>
Initiative gg. Schuldgefühl:	Richtung und <u>Zweckhaftigkeit</u>
Leistung gg. Minderwertigkeitsgefühl:	Methode und <u>Können</u>
Identität gg. Rollendiffusion:	Hingebung und <u>Treue</u>
Intimität gg. Isolierung:	Bindung und <u>Liebe</u>
Generativität gg. Stagnation:	Produktivität und <u>Fürsorge</u>
Ich-Integrität gg. Verzweiflung:	Entsagung und <u>Weisheit</u>

Die durch Unterstreichung hervorgehobenen Worte bezeichnen die ‚Grundtugenden‘.

Ich möchte hier eine Zusammenfassung der Erikson'schen Phasentheorie aus dem Buch D. de Levitas geben. Sie soll die Lektüre Eriksons nicht ersetzen; ich benütze sie nur wegen ihrer Übersichtlichkeit und Kürze: (D. J. de Levita, Der Begriff der Identität, Frankfurt 1971, S. 80-84)

- I. Im ersten Stadium der Entwicklung („Kindheit“, in den Begriffen der psycho-sexuellen Entwicklung die „orale Phase“) wird die positive Form „Urvertrauen“ genannt. Erikson sagt darüber:

„Als erste Komponente der gesunden Persönlichkeit nenne ich das Gefühl eines Ur-Vertrauens, worunter ich eine auf die Erfahrungen des ersten Lebensjahres zurückgehende Einstellung zu sich selbst und zur Welt verstehen möchte. Mit „Vertrauen“ meine ich das, was man im allgemeinen als ein Gefühl des Sich-Verlassen-Dürfens kennt, und zwar in bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie die Zuverlässigkeit seiner selbst.“ Die Schädigung des Urvertrauens, das ‚Urmisstrauen‘, charakterisiert Individuen, die sich auf besondere Weise in sich selbst zurückziehen, wenn sie mit sich selbst oder mit anderen im Unreinen sind. Erikson zufolge scheint die Grösse des auf der frühesten kindlichen Erfahrung beruhenden Vertrauens nicht von den absoluten Mengen an Nahrung oder Liebesbezeugungen abzuhängen, sondern mehr von der Qualität der mütterlichen Bindung. Die Eltern müssen „imstande sein, vor dem Kind eine tiefe, fast körperliche Überzeugung zu repräsentieren, dass das, was sie tun, einen Sinn hat.“

2. Im nächsten Stadium (der „frühen Kindheit“, dem anal-urethralen Stadium) tritt das gegenseitige Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kind „in seine schwerste Probe“. Das Kind kann erstaunlich fügsam sein, wenn es das tun will, was es soll, aber wie kann man es dazu bringen, gerade das zu wollen? „Wenn eine zu frühe oder zu strenge Sauberkeitserziehung das Kind daran hindert, seine Schliessmuskel und sonstigen Funktionen nach eigenem Willen allmählich beherrschen zu lernen, gerät es in einen Zustand doppelter Rebellion und doppelter Niederlage“. (Es fühlt sich machtlos in seinem eigenen Körper und nach aussen.) „Aus einer Empfindung der Selbstbeherrschung ohne Verlust des Selbstgefühls entsteht ein dauerndes Gefühl von Autonomie und Stolz; aus einer Empfindung muskulären und analen Unvermögens, aus dem Ver-



lust der Selbstkontrolle und dem übermässigen Eingreifen der Eltern entsteht ein dauerndes Gefühl von Zweifel und Scham.“ Demzufolge hält Erikson für dieses Stadium Autonomie und Scham für charakteristisch. Er erklärt, dass es eine Grenze gebe, bis zu der ein Kind oder Erwachsener Scham ertragen kann, und dass daraus, wenn die Grenze einmal überschritten ist, geheime Missachtung gegenüber der Meinung von anderen resultieren kann: „Meine Zeit kommt, wenn sie gegangen sind.“ Das ist genau die Einstellung vieler jugendlicher Delinquenten.

3. Im dritten Stadium setzt Erikson Initiative gegen Schuldgefühle. Drei kräftige Entwicklungsschübe tragen zu einem Sinn für Initiative bei: die grössere Bewegungsfreiheit, die Vervollkommnung der Sprache und eine grössere Vorstellungskraft. Er wählt „Schuld“ als Modell. Er unterscheidet zwischen Rivalität als Ausdruck eifersüchtiger Wut, die zum Kampf um Autonomie gehört und gegen die jüngeren Geschwister gerichtet ist, und antizipatorischer Rivalität, die jede Initiative begleitet und gegen die „Zuerstgekommenen“ gerichtet ist. Erikson beschreibt, wie das Bewusstsein in dieser Periode entwickelt wird und erwähnt die „Alles-oder-nichts-Qualität“ des Über-Ichs. Das Schuldgefühl kann - „überkompensiert“ - sich in einer grossartigen Zurschaustellung unermüdlicher Initiative zeigen.“ Viele Erwachsene haben das Gefühl, ihr menschlicher Wert bestehe allein in dem, was sie leisten, oder mehr noch in dem, was sie demnächst alles machen werden, und nicht in dem, was sie als Menschen sind.“ Kinder scheinen in diesem Stadium plötzlich weniger von ihren Eltern zu halten und sich ihren Lehrern, den Eltern anderer Kinder oder Leuten, die für sie verständliche Berufe repräsentieren (Feuerwehrleute, Polizisten usw.), anzuschliessen, weil sie nicht an die wichtigste Ungleichheit: die mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, erinnert werden wollen und nach Gelegenheiten suchen, wo oberfläch-

liche Identifizierungen ein Feld für ihre Initiative ohne zuviel Konflikt- oder Schuldgefühle zu versprechen scheinen.

4. Die Latenzperiode ist charakterisiert durch die Antithese Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl. Werksinn ist dabei das Gefühl der Fähigkeit, Dinge machen, und zwar gut machen zu können. Das Kind entwickelt die Freude an der Vollendung einer Arbeit. Durch die unzulängliche Lösung des vorhergehenden kann es zu einem Gefühl der Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit kommen. Das Kind braucht vielleicht seine Mutter immer noch mehr als Wissen; es möchte vielleicht lieber zu Hause das Baby als das grosse Schulkind sein; es vergleicht sich immer noch mit seinem Vater, und dieser Vergleich erweckt sowohl ein Gefühl der Schuld wie das der physischen Unterlegenheit. Erikson diskutiert das Problem, dass die meisten Grundschullehrer Frauen sind. Das kann zu einem Konflikt mit der männlichen Identifizierung eines „normalen“ Jungen führen (als ob Wissen weiblich und Handeln männlich wäre, wie in Bernhard Shaws Ausspruch, dass, wer was kann, handele, wer nichts kann, lehre).
5. Identität gegen Identitätsdiffusion ist die Wahl, die getroffen werden muss, wenn die eigentliche Kindheit ihrem Ende zugeht und die Jugendzeit beginnt. Heranwachsende und sich entwickelnde Jugendliche sind dann vor allem mit dem Versuch beschäftigt, ihre sozialen Rollen zu konsolidieren. Sie sind in manchmal krankhafter, oft absonderlicher Weise darauf konzentriert, herauszufinden, wie (sie), im Vergleich zu (ihrem) eigenen Selbstgefühl, in den Augen anderer (erscheinen). Wir wollen nun sehen, was Erikson an dieser Stelle über Identität sagt: „Die Integration, die nun in der Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen.... . Sie ist das innere Kapital, das zuvor in den Erfahrungen einander folgender Entwicklungsstufen



angesammelt wurde, wenn eine erfolgreiche Identifikation zu einer erfolgreichen Ausrichtung der Grundtriebe des Individuums auf seine Begabung und seine Chancen geführt hat. In der Psychoanalyse werden solche erfolgreiche Ausrichtungen der ‚Ich-Synthese‘ zugeschrieben; ich habe darzustellen versucht, dass die in der Kindheit gesammelten Ich-Werte in die Ich-Identität münden. Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten.“ Wieder argumentiert Erikson, dass die Methode, wie das Kind seine Erfahrungen meistert, mit seiner sozialen Realität übereinstimmen sollte und auf einem wirklichen Erfolg beruhen muss, der kulturell von Bedeutung ist. „In der Tat gibt es in dem gesellschaftlichen Dschungel menschlicher Existenz kein Lebensgefühl ohne dieses Gefühl der Ich-Identität.“

Die Argumentationslinie, die die Ich-Identität als das positive Ergebnis von Identifikationsprozessen im Laufe der Kindheit darstellt, besagt, dass die Identität beeinträchtigt wird, wenn diese Prozesse negativ verlaufen. Diese Beeinträchtigung wurde als Identitätsdiffusion bezeichnet. Wir werden diesen Begriff, den Erikson in einem späteren Aufsatz als klinisches Bild entwickelt hat, weiter verfolgen. Im Augenblick möchten wir seine Entwicklungspläne beim Übergang in das Erwachsenenalter schildern.

6. Die Fähigkeit zur Intimität wird als die erste Qualität des gesunden Erwachsenen angeführt. Die Jugend, die ihrer Identität nicht sicher ist, weicht der zwischenmenschlichen Intimität aus, aber je selbstsicherer sie

wird, desto mehr sucht sie diese in der Form von Freundschaft, Kampf, Führerschaft, Liebe und Inspiration. Man muss sich selbst mehr oder weniger gefunden haben, bevor man fähig ist, sich an jemand anders zu verlieren. Andererseits gibt es das genaue Gegenteil davon, nämlich die Distanzierung: die Bereitschaft, jene Kräfte und Menschen von sich fern zu halten, zu isolieren und notfalls zu zerstören, deren Natur der eigenen gefährlich zu sein scheint. Das Fehlen der Fähigkeit zu diesen beiden Funktionen heisst Selbst-Isolierung - ein Wort, das für sich selbst spricht

7. Eine zweite Qualität der gesunden Persönlichkeit ist das, was Erikson „Generativität“ nennt: das Interesse an der Gründung und Erziehung einer neuen Generation. Wo diese Bereicherung völlig fehlt, findet eine Regression von der Generativität auf ein quälendes Bedürfnis nach Pseudointimität statt, oft verbunden mit einem übermächtigen Gefühl von Stagnation und der Verarmung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Viele junge Eltern, denen man in der Child-Guidance-Arbeit begegnet, leiden an der Unfähigkeit, dieses Stadium zu entwickeln, manchmal aus einem Mangel an Glauben, an „Urvertrauen“, das das Kind zu einem willkommenen Unterpfand der Gemeinschaft machen würde.
8. Schliesslich versucht Erikson, das Wesen der Gesundheit in einem Wort zu fassen. Er bietet dafür Integrität an, „die Annahme seines einen und einzigen Lebenszyklus und der Menschen, die in ihm notwendig da sein mussten und durch keine anderen ersetzt werden können. Er bedeutet eine neue, andere Liebe zu den Eltern, frei von dem Wunsch, sie möchten anders gewesen sein als sie waren, und die Bejahung der Tatsache, dass man für das eigene Leben allein verantwortlich ist.“ Mangel oder Verlust dieser aufgespeicherten Ich-Integration ist durch Verzweif-



lung und oft unbewusste Todesfurcht gekennzeichnet. Der einzig vorhandene Lebenszyklus wird nicht als das Leben schlechthin bejaht. In solcher Verzweigung drückt sich das Gefühl aus, dass die Zeit zu kurz, zu kurz für den Versuch ist, ein anderes Leben zu beginnen und andere Wege zur Integrität zu gehen.

Es ist wichtig, bei Eriksons Begriffspaaren (Urvertrauen gegen Misstrauen usw.) zwei Aspekte zu unterscheiden: die Funktion und der Gehalt. Das Identifizieren ist z. B. eine Funktion; sie bringt einen Inhalt oder Gehalt mit sich: die Identität. Die Funktionen versorgen das Kind mit neuen Inhalten, neben oder aus welchen wieder neue Funktionen entstehen.

Exkurs: Theorie der Gruppe

Gruppen sind der Umschlagplatz von gesellschaftlicher zu individueller Struktur und umgekehrt. Gruppen haben extreme Macht im Sinne des prägenden Einflusses auf den Einzelnen. Aber auch umgekehrt kann ein Einzelner die Gesellschaft nur mitverändern, wenn es ihm gelingt, seine Ideen in eine Gruppe einfließen zu lassen.

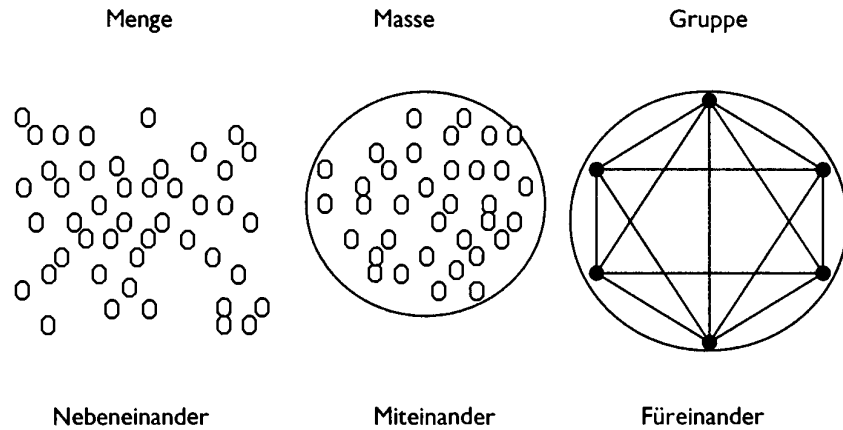
Wer sich mit Kleingruppenforschung befasst, steht am Schnittpunkt zwischen Psychologie und Soziologie und damit vor einer doppelten Perspektive. Durch sie ist erstens die Beschreibung, Analyse und Interpretation der dynamischen Prozesse sozialer Interaktion möglich und zweitens liefert sie einen Komplex von Hypothesen zur Anwendung auf einer Ebene grösserer Kollektive. Gruppendynamik befasst sich im weiteren Sinne „mit der Summe aller Komponenten und Prozesse im Leben von Gruppen“ (J. Maisonneuve, Gruppendynamik, Paris 1968), und dies besonders in sog. „Face-to-face-Gruppen“, wo die Mitglieder psychologisch füreinander existieren und zueinander interdependent sind, bzw. in einer Situation leben, die als „interaktiv“ bezeichnet werden kann.

Aber was ist eine Gruppe?

Kann man allein aufgrund von Faktoren wie Nähe, Ähnlichkeit, interpersonelle Beziehungen usw. von Gruppe sprechen? Was hier fehlt ist der dynamische Faktor, welcher auch den Prozess bezeichnet, ohne welchen keine Gruppe existiert. In gewissem Sinne kann man auch sagen, die Gruppe existiere erst durch den Prozess, in dem sich die Beziehungen zwischen Einzelnen entwickeln.

Battagay unterscheidet drei Formen der menschlichen Existenz (zit. Nach Raymond Battagay, Der Mensch in der Gruppe, Bd. I., Huber, Bern 1967):





- Menge**
- unorganisierte, zufällige Anhäufung von Menschen
 - keine gegenseitige Beziehung (weder gefühlsmässig noch intellektuell)
 - = Nebeneinander von Individuen.
- Masse**
- niedrig organisierte Ansammlung unbestimmt vieler Menschen, die
 - gefühlsmässig und triebhaft, nicht aber intellektuell zu einem Kollektiv verbunden sind.
 - = Miteinander von affektiv und triebhaft gleichgeschalteten Mitgliedern.
 - Rollendifferenzierung lediglich: Führer und Geführte.
- Gruppe**
- hochorganisiertes Gebilde meist aus einer kleinen Zahl wechselseitig in Beziehung stehender (Interdependenz) Individuen
 - = Füreinander von gefühls- und verstandesmässig verbundenen Mitgliedern.

Hinter der Gruppe steht immer die Gefahr der Masse oder gar der Menge: Wird ein Gruppenmitglied zu stark, zu mächtig, so kann ein Führerverhältnis entstehen. Das starke Mitglied beginnt zu dominieren und beansprucht mehr als nur Gleichberechtigung, nämlich die Position eines Führers. Wenn die Gruppe die Gefährlichkeit dieser Position nicht erkennt und dem Führungsanspruch des Betreffenden stattgibt, fällt die Gruppe zurück in den Zustand der Masse. (Krassestes Beispiel auf grösster kollektiver Ebene: Hitler führt Deutschland ins Verderben) Die Gefahr, dass die Gruppe zur Menge ausartet, besteht dort, wo Interesselosigkeit der Mitglieder und der Mangel an Interdependenz herrscht. Es fehlt ein gemeinsames Ziel, der Einzelne zieht sich zurück und isoliert sich gegen die Gruppe. Damit zerfällt die Gruppe in eine Menge.

Um den Gruppenzerfall in der einen oder anderen Richtung zu verhindern, gewinnt die strukturelle Ordnung der Gruppeninteraktion hohe Bedeutung: Die Gruppenstruktur muss durch die Regelung des Zusammenspiels der sozialen Interaktionen gekennzeichnet sein und sie impliziert auf einer mehr oder weniger klaren Bewusstseinssebene ein gemeinsames Ziel, ein gemeinsames Erleben und einen gemeinsamen Bezugsrahmen. Es gibt bis heute keine erschöpfenden Kriterien für die Klassifizierung von Gruppen. Folgende Kriterien sind aber immerhin zur Orientierung entscheidend:

→ Vier Grundkriterien nach denen Face-to-face-Gruppen untersucht werden können:

Das Verhältnis	1	Zur Gesellschaftsorganisation (Struktur)
	2	Zu den anerkannten Normen (Institutionalisierung)
	3	Zu den kollektiven Zielen (Legitimierung)
	4	Zum (evtl. wissenschaftlichen, therapeutischen o. a.) Gruppenprojekt selbst.



Zu 1. Abhängigkeit und Selbständigkeit:

- a) Institutionelle Gruppen
(von sozialen Organisationen abhängig)
- b) Spontane Gruppen (aus der Verbindung von Einzelprojekten, Initiativen „von unten“)

Zu 2. Gruppennormen:

- a) Formelle Gruppen (Bestehen von Gruppennormen, Befolgung von Regeln, die schon vor oder ausserhalb der Existenz der Gruppe implizit oder explizit Geltung hatten)
- b) Informelle Gruppen (Die Gruppennormen gehen allmählich aus der Gruppeninteraktion hervor)

Zu 3. Gruppenziele:

- a) Basisgruppe (es geht im wesentlichen darum, „zusammenzusein“, gruppenzentrierte Aktivität, Dominanz der affektiven Faktoren)
- b) Arbeitsgruppen (aufgabenorientiert, Dominanz der operativen Faktoren)

Zu 4.

Natürliche und experimentelle Gruppen:

- a) Natürliche Gruppen (von wissenschaftlichen oder andern experimentellen Projekten unabhängige Gruppen)
- b) Laboratoriumsgruppen (zum Zweck eines Experiments von wissenschaftlichen Projekten abhängige Gruppen)

Diese Unterscheidungen gelten nicht als absolut und stellen keine unvereinbaren Gegensätze dar. Z. B. treten in institutionellen Arbeitsgruppen (Behörden u. a.) wesentliche affektive Dimensionen auf; ebenso können in solchen Gruppen informelle Beziehungen gepflegt werden, die vom Gruppenziel her unerwünscht sind. Umgekehrt kann sich eine spontane Gruppe sehr schnell zu einem streng geregelten, geschlossenen Gebilde organisieren.

Gruppe und Psychoanalyse

Um unserem Thema der Pathologie der Normalität gerecht zu werden, wollen wir uns der Gruppentherapie zuwenden. Der psychoanalytische Standpunkt in der Gruppendiskussion zeigt uns höchst wichtige gruppenspsychologische Sozialisationsbedingungen auf, unter denen der Einzelne aufwächst: Was bewirkt die Gruppe in der Entwicklung der psychischen Struktur des Einzelnen und wie bewirkt sie die „innere Gruppe“, die der Einzelne von Kindheit an im Zuge seiner Sozialisation in sich errichtet? Heute versteht man die Klienten der psychoanalytischen Praxis nicht mehr als einzelne „krank gewordene“ Teile, die vom Gesellschaftsganzen unabhängig therapierbar (durch Einzeltherapie) sind. Obschon natürlich nach wie vor Einzeltherapien durchgeführt werden, muss der Klient als Mitglied innerhalb eines sozialen Zusammenhangs oder eines Kommunikationssystems (Familie, Berufsgruppe, Gesellschaftsstruktur) behandelt werden. Sein psychisches Leiden ist unmittelbar auf die Struktur und Dynamik des sozialen Zusammenhangs bezogen. Aus dieser Erkenntnis rechtfertigen sich die Gruppen- und Familientherapien.

Die psychoanalytische Gruppentheorie und -Therapie geht aus von der Tatsache, dass der Mensch durch die Geburt in eine Gruppensituation eintritt. Seine erste Gruppe, die Familie, wird als die „Primärgruppe“ bezeichnet. Hier empfängt er die für ihn wichtigsten Prägungen, hier macht er seine bedeutsamsten Entwicklungsschritte für seine zukünftige psychische Verfassung. Persönlich-



keitsentstehung und Sozialisationsprozess verlaufen in eine Sache. Hier werden die für alle Gruppenaktivitäten geltenden Verhaltensweisen (Wahrnehmungseinstellungen, Kontaktfähigkeit, auf andere und die eigene Person bezogene Gefühlsqualitäten, Verhaltens- und Konfliktlösungsmuster usw.) aufgebaut und erprobt.

„Die Familie kann als eine Gruppe im psychoanalytischen Sinne aufgefasst werden. Sie gehorcht somit bestimmten Gesetzmässigkeiten, die sich vor allem in gemeinsamen, von allen Familien- und das heisst Gruppenmitgliedern geteilten unbewussten Wünschen und Phantasien, in gemeinsamen Denkweisen, gemeinsamen Handlungsimpulsen und Verhaltensmustern und auch in der Entwicklung gemeinsamer, gruppenspezifischer Abwehrhaltungen - im innerseelischen Bereich und im äusseren Verhalten - zeigen. Andererseits stellt eine Gruppe, und damit auch die primäre Familiengruppe, für das einzelne Mitglied einen Zuwachs an Sicherheit, Aufgehobenheit und gemeinsamem Selbstbewusstsein dar - jedenfalls im idealen Falle und beim Fehlen grober Störungen der Gruppenstruktur.“ (D. Ohlmeier, Gruppe, in: Psychologie für Nichtpsychologen, hg. v. H. J. Schultz, Stuttgart 1974. Hervorhebungen von mir)

Die Primärgruppe vermittelt also die Grundmuster sozialen, d. h. zwischenmenschlichen Verhaltens und ist Voraussetzung für jede Interaktionsfähigkeit. Diese Grundmuster werden einschliesslich der Interaktions- und Persönlichkeitsstörungen, welche mitvermittelt werden, später für das Verhalten in ausserfamiliären, d. h. „Sekundärgruppen“ bestimmend.

Am Anfang der Primärgruppe steht die Zweierbeziehung Mutter-Kind. In ihr muss das Urvertrauen (Erikson) aufgebaut werden, wenn sich das Kind gesund entwickeln soll. Es ist das Gefühl der Sicherheit, Beständigkeit und Verlässlichkeit mitmenschlicher Zuwendung. Die Mutter-Kind-Symbiose (Ammon) erschafft die Möglichkeit des kindlichen Wachsenkönnens in dieser Urbeziehung.

Das ideale Grundgefühl des Säuglings in dieser Phase könnte in dem Ausdruck verbalisiert werden: „Nichts mangelt mir:“ Am Modell der seelischen Einverleibung der Mutterfigur (Introjektion) orientieren und entwickeln sich die ersten Beziehungen zu andern Menschen und zur Welt der anderen überhaupt. So bilden auch die Störungen der frühen Objektbeziehungen die Grundlage aller späteren Kontaktstörungen. Nach dem psychoanalytischen Gruppenverständnis ist es von Bedeutung, inwiefern diese frühen Störungen durch die herrschende Gruppenkonstellation der Familie hervorgerufen wurden. Im Mittelpunkt des Freudischen Gruppenverständnisses steht dabei die Problematik der Vater-Autorität, die in jeder Gruppe ein schwer belastendes Erbe aus der familiären Sozialisation darstellt. Freuds Mythologem der Urhorde (Totem und Tabu) - als anthropologische Spekulation wenig nützlich - ist sehr brauchbar als Erklärung, warum unter den unterschiedlichsten gesellschaftlichen wie familiären Bedingungen immer wieder der gleiche unbewusste Prozess zur Ausrichtung der Motivationen abläuft, wobei eben nach Foulkes in der ödipalen Phase die Auseinandersetzung mit der phallischen Autorität (Vater oder Mutter!) ins Zentrum - auch der Gruppe - rückt. Nach Foulkes (Gruppenanalytische Psychotherapie, München 1974) bilden die Autoritätsperspektive und die sich auf sie beziehenden gruppenspezifischen Konflikte nach wie vor das Kernstück der psychoanalytischen Gruppentheorie.



Das JOHARI – FENSTER: nach Ingham + Luft

Graphisches Schema der Wahrnehmung interpersonalen Beziehung (aus: J. Luft, Einführung in die Gruppendynamik, Stuttgart 1971, Klett):

	Dem Selbst bekannt	Dem Selbst nicht bekannt
Anderen bekannt	I Bereich der freien Aktivität	II Bereich des Blinden Flecks
Anderen nicht bekannt	III Bereich des Vermeidens oder Verber- gens	IV Bereich der unbekannten Aktivität

Abb. A.: Das Johari-Fenster

In einer neuen Gruppe ist der Quadrant I sehr klein; es gibt nicht viel freie und spontane Interaktion. Je mehr die Gruppe wächst und reift, desto mehr vergrößert sich Quadrant I. Das bedeutet gewöhnlich, dass wir freier sind, uns zu benehmen wie wir sind, und andere so wahr zunehmen wie sie wirklich sind. Je größer der Quadrant I wird, desto mehr schrumpft der Bereich des Quadranten III zusammen. Wir empfinden es als sehr notwendig, Dinge, die wir wissen oder fühlen, zu verbergen oder zu leugnen. In einer Atmosphäre des wachsenden ge-

genseitigen Vertrauens besteht ein geringeres Bedürfnis, Gedanken oder Gefüh-

- Quadrant I: Bezeichnet den Bereich der Freien Aktivität. Dieser sagt etwas aus über Verhaltensweisen und Motivationen, die einem selbst und anderen bekannt sind.
- Quadrant II: Der Bereich des blinden Flecks, bezeichnet das Gebiet wo andere Dinge in uns sehen können, von denen wir selbst nichts wissen.
- Quadrant III: Der Bereich des Vermeidens oder Verbergens, stellt Dinge dar, die wir selbst wissen, aber anderen nicht offenbaren (z. B. ein geheimes Programm oder Dinge, in bezug auf die wir empfindlich sind).
- Quadrant IV: Ist der Bereich der unbekanntes Aktivitäten. Weder das Individuum noch andere Menschen bemerken bestimmte Verhaltensweisen oder Motive. Wir können jedoch annehmen, dass sie existieren, denn am Ende treten einige dieser Dinge zutage; dann wird erkannt, dass diese unbekanntes Verhaltensweisen und Motive die ganze Zeit schon die Beziehungen beeinflusst haben.

le,

die zur Situation gehören, zu verbergen. Quadrant II nimmt langsamer an Umfang ab, denn gewöhnlich gibt es „gute“ psychische Gründe dafür, dass wir den Dingen gegenüber blind sind, die wir fühlen oder tun. Quadrant IV verändert sich während eines „Lernlaboratoriums“ ein wenig, aber wir dürfen annehmen, dass derartige sogar noch langsamer vor sich gehen als im Quadranten II. Auf jeden Fall ist Quadrant IV in den Beziehungen eines Individuums viel größer und einflussreicher, als es die hypothetische Skizze zeigt.

Veränderungen im Lauf eines Gruppenprozesses:

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



(aus: J. Luft, Einführung in die Gruppendynamik, Stuttgart 1971, Klett)

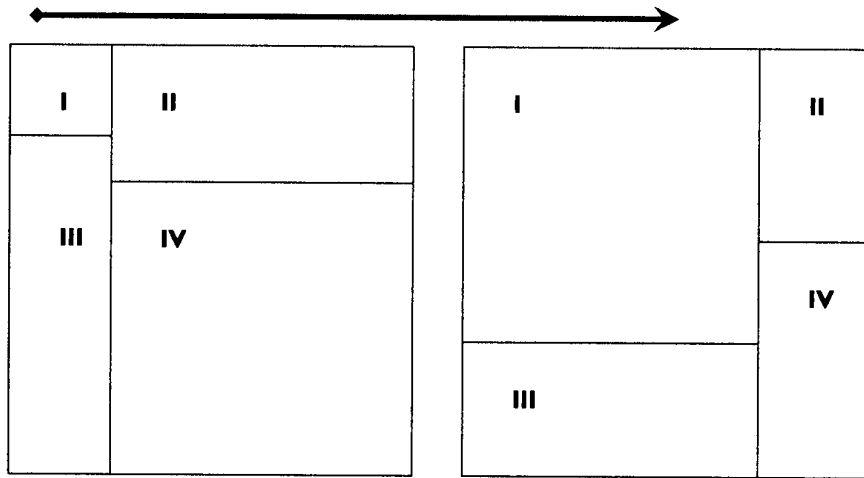


Abb. B. Ziele des Laboratoriums

Prinzipien der Veränderung

- a) Eine Veränderung in einem der Quadranten berührt alle anderen Quadranten:
- b) Es erfordert Energie, ein Verhalten, das in der Interaktion zutage tritt, zu verbergen, zu leugnen oder nicht zu sehen (→ Abwehrmechanismen!)
- c) Bedrohung vermindert gewöhnlich das Erkennungsvermögen; gegenseitiges Vertrauen vermehrt es gewöhnlich (→ Angsterzeugung).
- d) Erzwungenes Erkennen (Blossstellung) ist unerwünscht und gewöhnlich unwirksam (→ Beschämung bewirkt das Gegenteil).
- e) Interpersonales Lernen bedeutet, dass eine Veränderung eingetreten ist; Quadrant I ist größer und einer oder mehrere der anderen Quadranten sind kleiner geworden.



- f) Die Zusammenarbeit mit anderen wird erleichtert durch einen genügend großen Bereich freier Aktivität. Wenn dieser vorhanden ist, können mehr der in der Gruppe vorhandenen Hilfsmittel und Fertigkeiten zur Lösung der aktuellen Aufgabe eingesetzt werden.
- g) Je kleiner der Quadrant I ist, desto schlechter ist die Kommunikation. (→ Mangel an Bewusstheit).
- h) Jedermann ist neugierig in bezug auf den unbekanntem Bereich, aber diese Neugier wird durch Sitte, soziales Training (→ Erziehung) und verschiedene Ängste in Schach gehalten.
- i) Sensitivität bedeutet nach dieser Konditionierung, dass man die verdeckten Verhaltensaspekte in den Quadranten II, III und IV einzuschätzen weiß und den Wunsch anderer achtet, diese Bereiche verdeckt zu halten.
- j) Wenn man durch eigenes Erleben etwas über Gruppenprozesse lernt, trägt das zu einer Steigerung des Erkennungsvermögens (größerer Quadrant I) in bezug auf die Gruppe als Ganzes wie auch in bezug auf die einzelnen Gruppenmitglieder bei.
- k) Das Wertesystem einer Gruppe und ihrer Mitglieder lässt sich ablesen an der Art, wie man sich zu den *Unbekannten* im Gruppenleben stellt.
- l) Ein Tausendfüßler kann ohne Erkenntnisse vielleicht vollkommen glücklich sein, aber er beschränkt sich schließlich darauf, unter Steinen herumzukrabbeln.

Das Johari - Fenster lässt sich aber auch auf Beziehungen zwischen GRUPPEN anwenden. Es zeigt die prinzipiellen emotionalen Bedingungen, welche das sogenannte Fremde in einer Gruppe auslöst. Die „Anderen“ sind immer die Unbekannten, denen nicht mit Offenheit, sondern mit Abwehrmechanismen begegnet wird. Die Phänomene des „Fremdenhasses“, der Sündenbockpsychologie usw. liegen in diesen Abwehrhaltungen begründet.



ZIEL DER EMPATHISCHEN, DISKURSIVEN KOMMUNIKATION

Als Hilfen für die Behandlung von Beschwerden, Konflikten, Supervision usw. gebe ich hier eine knappe Zusammenfassung der Habermas'schen Diskurskriterien (Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns u.a.). Dazu flechte ich noch einige weitere Kriterien aus der psychoanalytischen Gruppenforschung (Ruth Cohn: Themenzentrierte Interaktion und Regulationsbedingungen nach H. Kohut) sowie meine eigenen ein.

Ziel der diskursiven Kommunikation ist die Herstellung herrschaftsfreier Beziehungen

Dazu ist die Einhaltung folgender diskursiver Bedingungen zu überprüfen:

1. Im Diskurs ist eine ideale Sprechsituation gefordert. Jeder soll die Freiheit der Mitteilung haben, und das Gesprächsmotiv besteht in der Bemühung jedes Gesprächsteilnehmers, die Wahrheit über einen Gesprächsgegenstand auszusprechen, bzw. die Wahrheit zu finden.

2. Im Diskurs müssen Handlungszwänge aufgehoben sein. Nur die kooperative Verständigungsbereitschaft hat Gültigkeit. Andere Motive sollten keine Geltung haben.

Ein Diskurs kommt nur zu Stande, wenn die Beteiligten nicht unter äusseren Handlungs- und Entscheidungszwängen und nicht unter politischen, ökonomischen oder persönlichen Interessenzwängen sprechen.



3. Im Diskurs müssen Geltungsansprüche aufgehoben sein. Nur so kann man sich auf jegliche Vorschläge und Sachverhalte, auf jegliche geäußerte Meinung wirklich einlassen, auch auf solche, die unbequem oder als irrelevant erscheinen.

4. Im Diskurs ist dem Gesprächspartner Ebenbürtigkeit und Vernunft zuzusprechen. Nur, wenn dem Partner Zurechnungsfähigkeit, Aufrichtigkeit und vernünftiges Verhalten unterstellt wird, dasselbe also, das wir für uns in Anspruch nehmen, wird Scheinkommunikation verhindert und echte ermöglicht.

5. Im Diskurs ist vernünftige Wahrhaftigkeit aller Äusserungen zu fordern. Ein Sprecher muss an der vernünftigen Wahrhaftigkeit seiner Äusserungen gemessen werden. Ob er seine Äusserungen und Absichten auch tatsächlich meint und für die entsprechenden Konsequenzen einzustehen bereit ist, erweist sich in seinem Handeln.

Allgemeine Regel: Im Diskurs werden dadurch herrschaftsfreie Lebensbedingungen vorweggenommen, welche real noch nicht bestehen, aber beabsichtigt sind. Der Diskurs soll selber als Muster für Herrschaftsfreiheit dienen, auch wenn er diese nur im kleinen Rahmen der Sprecher selber ist, z. B. in der Psychotherapie.

Weitere Bedingungen, die zu beachten sind:

- Störungen haben Vorrang. Persönliche Betroffenheit, affektives Berührtsein usw. bilden eine Störung des einwandfreien Diskurses und müssen daher zuerst beachtet werden, weil sonst der Betroffene nicht wirklich am weiteren Gespräch teilnehmen kann. (Ruth Cohn)

- Sprich per "ich", nicht per "man", "wir alle..." usw. Verantworte deine Aussage durch klare Ichaussage. (Ruth Cohn)
- Vermeide Interpretationen im Sinne von "Du-Aussagen", weil der Angesprochene dadurch in Verteidigungs-, Abwehr- und Rechtfertigungsverhalten gezwungen wird. (Ruth Cohn)
- Versuche, den Standpunkt des Andern empathisch, aus dessen Gesichtswinkel, zu verstehen, so wie du selbst vom Andern aus deinem Standpunkt verstanden werden möchtest. (Kohut)
- Nie aus dem Diskurs flüchten. (Disler)
- Beschäme nie. Du verlierst sonst die Offenheit des Gesprächspartners. (Disler)
- Nicht schweigen, wenn es etwas zu sagen gibt. (Disler)
- Beschuldige nicht. Beschuldigung ist kein Diskurskriterium. Ein Diskurs ist keine Gerichtsverhandlung mit Ankläger, Richter und Angeklagtem. (Disler)

Ist ein demokratischer Entscheidungsprozess nicht möglich, so sind Verletzungen einzelner Diskurskriterien zu überprüfen. Ich benütze diesen Kriterienkatalog als Checkliste.

KOMMUNIKATIONSREGELN IN DER GRUPPE (TZI u.a.)

Die folgenden Kommunikationsregeln gelten nicht als Regelzwänge, sondern sind Hilfestellung zur Selbstbeurteilung und zur Beurteilung der Kommunikationsabläufe in der Gruppe oder in Paargesprächen. Wenn Konfliktlösung oder Wahr-



heitsfindung in Gesprächen misslingt, kann es sein, dass die Beteiligten die Hintergründe dafür im Missachten der folgenden Grundregeln finden.

1 (Ruth Cohn):

Ich bin mein eigener Chairman. D. h. ich bestimme selbst über mich, ich entscheide, wann und was ich sagen oder ob ich schweigen möchte. Ich übernehme für mich selbst die Verantwortung und lasse sie mir von niemandem abnehmen. Ich lasse mir von niemandem dreinreden, lasse mich nicht unterdrücken und anerkenne, dass jeder andere auch sein eigener Chairman ist, dass jeder andere selbst vor seiner Tür wischt, wie ich auch.

2 (Ruth Cohn):

Störungen haben Vorrang. D. h. Störungen wie z. B. starke Gefühle, Langeweile usw., die mich hindern, am Gespräch ungestört weiter teilzunehmen, werden für den Augenblick wichtiger als das aktuelle Thema. Werden Störungen nicht mitgeteilt, so bedeutet dies für die Beteiligten einen Verlust. Störungen sind Ausdruck von Individual- und Gruppengeschehen. Sie bereichern daher die Kommunikation aller, wenn sie eingebracht werden. Ich bringe meine Störung selbst ein, übernehme also dafür selbst die Verantwortung, anstatt sie abzuschieben und zu denken, die anderen hätten ja doch wichtigere Probleme als ich.

3 (Ruth Cohn):

Persönlich reagieren, nicht interpretieren. Statt den anderen zu interpretieren, anzuklagen oder gar anzugreifen, sage ich, was in mir selbst vorgeht, was der andere in mir ausgelöst hat, was ich wünsche usw.

4 (Ruth Cohn):

Sag „ich“, statt „wir“ oder „man“. Vertritt dich selbst: „Ich langweile mich“ statt: „allen ist's langweilig“; „ich bin anderer Meinung als du“ statt „wir alle sind ande-



rer Meinung als du“; „ich meine“ statt „wir alle meinen doch...“ Hinter „man“ oder „wir“ kann sich der einzelne verstecken.

5 (Werner A. Disler):

Wirken durch Nichthandeln ist besser als erziehen. Dem andern dauernd Ratschläge erteilen, wissen, was gut für ihn sei („Du solltest endlich“, „tu doch nicht immer“ usw.) oder sofortiges Eingreifen, um den andern zu korrigieren, schafft mehr Probleme als es lösen sollte. Unser erzieherisches Handeln ist uns meist nicht bewusst (wir repetieren unbewusst das Erziehungshandeln unserer Eltern). Abwarten, geschehen lassen (Gelassenheit) und verstehen, einfülen wirken ungleich aufbauender. Erziehen verschliesst die Menschen, einfülen öffnet sie.

6 (Werner A. Disler):

Herrschaft erkennen, darstellen und abbauen. Alle Kommunikationsformen, welche eine Oben-Unten-Situation erzeugen, müssen durchschaut und vermieden werden. Verachtung, Sündenbock-Denken, Ausschluss, Ironie/Zynismus, Detektiv-Spiele, Grüppchen in der Gruppe, Beziehungsfallen aller Art, sind Abwehrmechanismen, nicht Diskursformen und wirken deshalb anti-demokratisch und zerstörerisch. Zuhören statt moralisieren, dem andern sein „rechtliches Gehör“ zugestehen.



Modell der unbewussten Gruppenfantasien:

Die Übertragungen auf die (den) Gruppenleiter wie auch die Gruppenfantasien entsprechen auf einer archaischen Stufe den Selbstobjekt-Übertragungen der Frühkindheit, bzw. den frühen Familienfantasien, wie sie von Kohut, der Melanie-Klein-Schule und u. a. von Ronald Laing beschrieben wurden. Das bedeutet, dass in den Gruppenteilnehmern Fantasien des idealen Selbst-Objekts in bezug auf die Leiter wiederbelebt werden. Damit einher gehen die auf dieses Selbst-Objekt gerichteten Erwartungen und Befürchtungen. Auf den erlebten Traumatisierungen des Säuglings beruhen die späteren Befürchtungen in der Gruppe. Befürchtung und Wiederbelebung des „bösen Objekts“ sind zwei sich entsprechende Erfahrungen, bzw. zwei Seiten derselben Erfahrung, nämlich eine bewusste (Befürchtung) als Folge der unbewussten Erfahrung (Wiederbelebung des Selbst-Objekts).

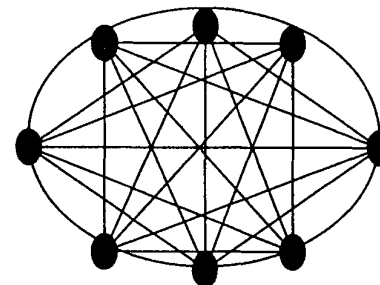
Dasselbe gilt für die (genetisch späteren Familienfantasien: Die Gruppenmitglieder wiederbeleben unbewusste Rivalitäts- und Eifersuchtserfahrungen, die ihre bewusste Entsprechung in gegenseitigem Abwehrverhalten (Angriff, Flucht, Verleugnung usw.) finden. Dieses Abwehrverhalten nimmt umso mehr Raum ein, je mehr archaische Abwehrformen gegenüber den (Selbst-Objekt-) Leiterfiguren mobilisiert werden.

Ich gehe davon aus, dass diese Konstellationen in jeder Gruppe in stärkerer oder schwächerer Intensität anzutreffen sind. Wenn ich sage in jeder Gruppe, so meine ich damit nicht nur Selbsterfahrungs- oder Therapiegruppen verschiedenster Ausprägung, sondern auch Arbeitsgruppen jeglicher Zielsetzung.

Siehe Schema auf der nächsten Seite

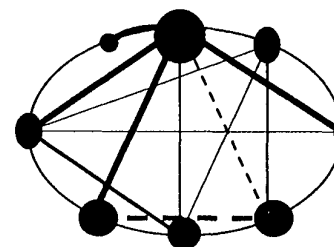
Schema 1

Irrtümliche Auffassung von Gruppe: Die Meinung, in der Gruppe könne jeder seine Gleichberechtigung wahrnehmen, sich durchsetzen, den andern als ebenbürtig akzeptieren, ihn unverzerrt wahrnehmen. Selbst- und Fremdsicht im Gleichgewicht, keine Ängste, keine Vorherrschaft von einzelnen, keine Isolation usw.



Schema 2

Die Realität der Gruppe ist die Realität der Gruppenfantasien. Dem einen Gruppenmitglied wird mehr, dem andern weniger Bedeutung zugeschrieben. Entsprechend dieser Bedeutungen werden Beziehungen ermöglicht oder verhindert. Da die Beziehungsebene meist unbewusst und durch die Sachebene verdeckt ist, können archaische Fantasien als Hintergrundmotiv wuchern.



Das ist kaum etwas Neues! Zu diskutieren ist aber meine Auffassung, dass die wirklichen Probleme in der Gruppe ohne eine Berücksichtigung der unbewussten Faktoren im Zusammenhang mit den frühen Objektbeziehungen nicht gelöst, sondern nur zu Scheinlösungen geführt werden können.

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder. Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



INNERE UND ÄUSSERE WIRKLICHKEIT

Durch regressive Mechanismen kann jede Gruppe den einzelnen Mitgliedern archaische und nicht oder wenig bewusste verinnerlichte Erfahrungen aus der Primärgruppe wiederbeleben. Der aussenstehende Beobachter, der nicht in den Strudel des regressiven Sogs gezerzt und daher nicht aus regrediertem Blickwinkel die Gruppendynamik verfolgt, erkennt die wiederbelebten archaischen Verhaltensformen sofort an ihrer Unangemessenheit gegenüber der äusserlichen Situation. Zum Beispiel formuliert ein Gruppenmitglied eine eigene Erfahrung bezüglich des eben erlebten (regressiven) Prozesses in der Gruppe. Der Sprecher verhält sich dabei vorsichtig, um niemand zu verletzen. (Diese Vorsicht ist ein Resultat der Erfahrung, dass andere sich leicht verletzen liessen.) Trotz der vorsichtigen Formulierung trifft der Sprecher ein anderes Mitglied an einem wunden Punkt, der wahrscheinlich mehr zu tun hat mit der vergangenen Erfahrung des getroffenen Gruppenmitglieds als mit der hier und jetzt „angreifenden“ Person. Sofort ist die Atmosphäre spannungsgeladen, und jeder ist auf der Hut. Denn jeder könnte angegriffen werden. Der entstandene Konflikt wird nun regelmässig durch zwei Methoden angegangen:

Kampf oder Flucht. Beide Methoden dienen unbewusst der Erhaltung der Gruppe und enthalten zugleich das Gegenteil davon: Auflösung der Gruppe. Man kämpft gegen etwas, das die Auflösung der Gruppe herbeizuführen droht und flüchtet sich zugleich davor. Durch die regressiven Prozesse können die Gruppenteilnehmer häufig nicht mehr anders als in Kampf-, bzw. Fluchtkategorien denken und handeln. Die Gruppe wird zum paranoiden Milieu, in dem bald jeder des andern Verfolger wird, ohne dass dies mit der Absicht der Einzelnen übereinstimmt. Die Einzelnen wollen nicht verfolgen, sondern fühlen sich verfolgt und ausgesetzt. Das bedroht die meisten oder alle Gruppenmitglieder. Die Be-

drohung besteht letztlich eben in der Auflösung der Gruppe. Deshalb kommt hier häufig die Hoffnung auf, dass ein Einzelner, von dem die Gruppe abhängt, durch dessen reale oder fantasierten Eigenschaften der Gruppe Sicherheit bietet. Darin besteht eine weitere Methode der Gruppenerhaltung:

Abhängigkeit.

Unter archaischem Spektrum betrachtet ist die Gruppe ein Muttersymbol. Auflösung der Gruppe heisst dann: Verlust der Mutter, was beim Säugling, der noch kein integriertes Selbst aufgebaut hat, nur Chaos bedeuten kann. Die Ängste in der Gruppe müssen unter diesem Aspekt betrachtet werden. Gruppenteilnehmer können etwas Ordnung in ihre Ängste bringen, wenn sie sich die Fragen stellen:

1. Welcher Art ist meine Bedrohung?
2. Inwiefern sind meine Gruppeninterventionen Kampf-orientiert?
3. Inwiefern sind meine Gruppeninterventionen Flucht-orientiert?
4. Suche ich Sicherheit in Paarbildung?
5. Suche ich Sicherheit bei einer Untergruppe?
6. Suche ich Sicherheit beim Leiter?
7. Wenn ich keine Sicherheit finde: Wen klage ich an?
8. Was ist mit den Begriffen wie: Selbstvertrauen, Vertrauen in andere, sich in Frage stellen können, Toleranz gegenüber anderen Ansichten, Ertragenkönnen von Kritik, Empathie usw.
9. Eigene Familie und gegenwärtiges Gruppenverhalten: Vergleiche!

„DER KAMPTF-FLUCHT-GRUPPE FEHLT VÖLLIG DIE FÄHIGKEIT, VERSTEHEN ALS METHODE ZU BEGREIFEN.“

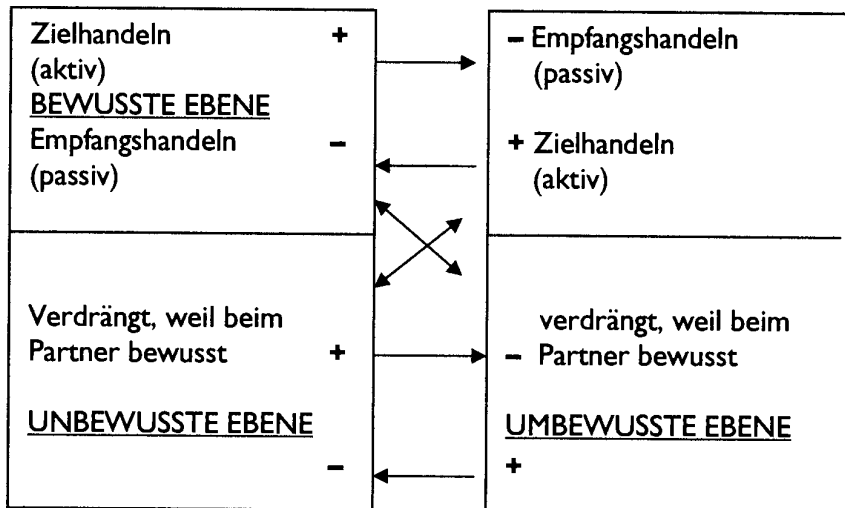
W. R. Bion, S. 117

W. R. Bion, Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften, Klett, Stuttgart 1971

Modell der Kollusion in der Zweierbeziehung

Kollusion ist ein Zusammenspiel zweier (oder mehrerer) Partner unter heimlichem (unbewusstem) Einverständnis der Beteiligten. Das Besondere an diesem heimlichen Zusammenspiel ist das Täuschen und die Selbst-Täuschung, welche die Voraussetzung einer Kollusion darstellen. In einer Kollusion funktionieren die Mechanismen der Abwehr, des Ausweichens und Fehlvorstellungen von sich selbst und vom andern.

„Jeder spielt das Spiel des andern, wobei es nicht notwendig ist, dass er sich dessen voll bewusst ist. Ein wesentlicher Grundzug des Spiels ist, nicht zuzugeben, dass es ein Spiel ist.“ (Ronald Laing, *Das Selbst und die andern*, Köln 1973)



Was beim einen Partner bewusst gelebt wird, bleibt beim andern auf unbewusster Ebene. Keiner braucht den eigenen, unbewussten Anteil bewusst zu machen, weil dieser ja vom andern Partner ausgelebt und daher dauernd prä-

sent ist. Die Kollusion dauert aber nur so lange, bis bei einem Partner eine „Wiederkehr des Verdrängten“ (Freud) stattfindet. Von da an ist die Beziehung nicht mehr befriedigend und es entsteht unvermeidlich ein Beziehungskonflikt. Siehe dazu auch die Kollusionstheorie von Jürg Willi, *Die Zweierbeziehung*, Rowohlt, Reinbek 1975

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



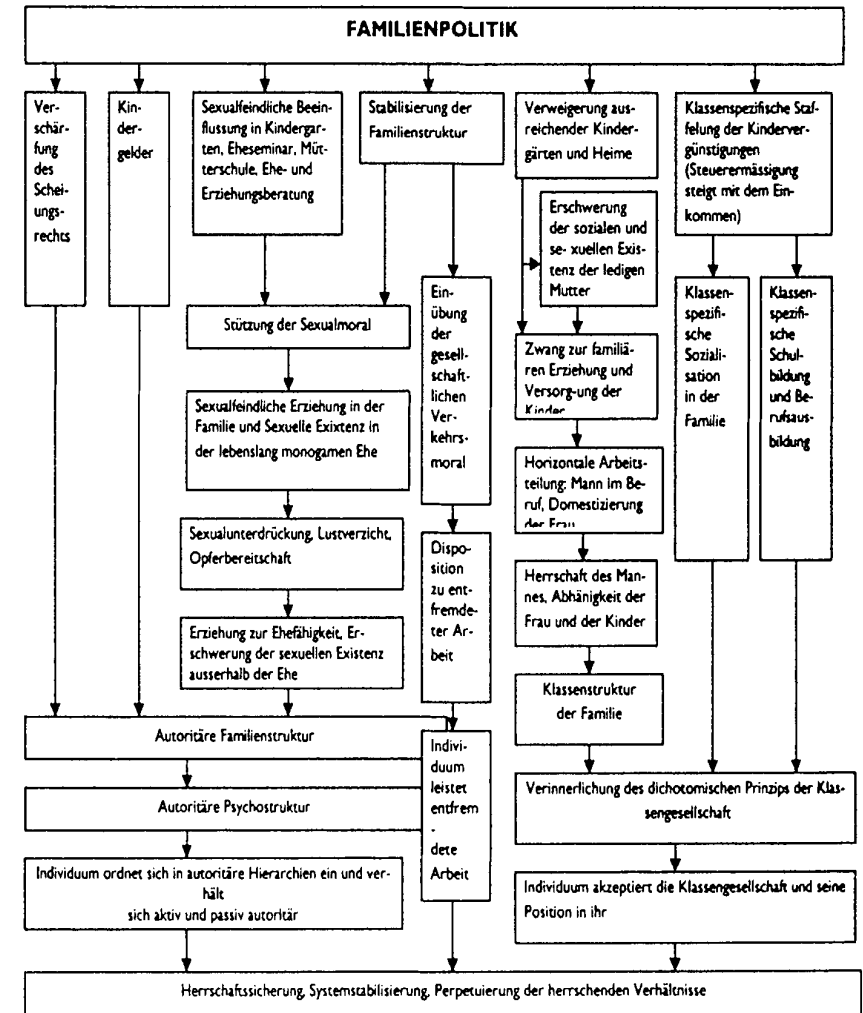
Skript Soziopschoanalyse, AAP 1975-81, W.A. Disler

Am Beispiel der Strategie der Familienpolitik, wie sie im untenstehenden Schema (Nach Dietrich Haensch: Repressive Familienpolitik, Rowohlt 1969) wiedergegeben ist, kann anschaulich gemacht werden, wie die institutionelle Strategie der Selbsterhaltung der Systeme dient. Sie zeigt die Tragik des Individuums auf, das vergesellschaftet ist. Paul Tillichs Satz: „In der Tiefe ist Wahrheit“ und der Satz Lenins: „Die Wahrheit ist konkret“ wird im soziopschoanalytischen Verständnis zur Arbeitsthese: In der Tiefe der Subjekt finden wir deren objektive Bedingungen. Das bedeutet: Je weiter wir den Entstehungsprozess des Individuums zurückverfolgen, desto sichtbarer werden die objektiven Beziehungsstrukturen, die zunächst bewusstlos und sprachlos und später dann im Sprachspiel und im kommunikativen Handeln die subjektive Erlebnisstruktur herstellen. Anders gesagt: Die subjektive Erlebnisstruktur wird durch objektive Bedingungen produziert. Die Mutter-Kind-Interaktionen beinhalten diese objektiven Bedingungen. In der Analyse des Sozialisationsprozesses zeigt sich, wie ökonomische in psychische Strukturen umgesetzt werden. Daher also finden wir in der Tiefe der Subjekte deren objektiven Bedingungen; auf dem tiefsten Grund der psychischen Struktur (subjektiv) erkennen wir jene gesellschaftlich-geschichtlichen Ereignisse (objektiv), die das Subjekt negativ und/oder positiv formen (= anpassen/verkrüppeln und/oder herrschaftsfrei partizipieren lassen). Der Grund der Subjektivität ist die Objektivität, die Gesellschaft, und umgekehrt ist alles Gesellschaftliche an den Verhaltensstil der einzelnen gebunden. Weil diese Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft der Gegenstand der Soziopschoanalyse ist, handelt es sich bei ihr nicht um eine Psychologie, sondern um eine Interaktionstheorie. Sie interessiert sich für die Akteure der Interaktionen und für die Interaktionsformen selbst. Sie zeigt das Wechselverhältnis zwischen Akteuren und der Interaktionsform: Die Akteure (= die Individuen) sind Spiegelbild der sie herstellenden Verhältnisse (= die Produkte spiegeln die Produktionsverhältnisse).

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder. Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



Die Familienpolitik zeigt eine Form der Institutionalisierung zur Herstellung von subjektiver Erlebnisstruktur.



Strategie der Familienpolitik (nach Würmling und Heck, in D. Haensch, 1970)

Das Theorem der Rangordnung in der menschlichen Gruppe (Raoul Schindler)

Wir unterscheiden folgende Rangpositionen:

- Alpha** die Position desjenigen Mitgliedes, als dessen Initiative die gemeinsame Aktion von der Gruppe: empfunden, wird. Alpha ist das Symbol der Gemeinsamkeit der Gruppe und ihrer Interessen.
- Achtung!** Nicht zu verwechseln mit der Rolle des Führers! Natürlich kann die Führungsrolle mit der Rangposition Alpha übereinfließen, sie muss es aber nicht. Jede Rollencharakteristik sieht etwas anders aus, je nach Rangposition, von der sie ausgeübt wird.
- Beta** die Position von Mitgliedern, die hinsichtlich ihrer Leistung das Vertrauen der Gruppe, ausgedrückt durch das Vertrauen des Alpha besitzen. (Daher oftmals das Zusammenfallen mit der Rolle des Fachmannes oder Spezialisten.)
- Gamma** die Position des Gros der Gruppenmitglieder. Durch Identifikation mit Alpha haben sie seine Initiative zu der ihren gemacht und erfüllen sie mit ihrer Aktivität. Sie erarbeiten wovon Alpha träumt, sie träumen von der Potenz des Alpha und der Impotenz des Omega.
- Omega** die Position desjenigen Mitgliedes, das der Gruppeninitiative am langsamsten (zögerndsten!) zu folgen vermag. Sein Zurückbleiben ist ein Ausdruck für die Inkohärenz und Schwäche der Gruppe. Er wird daher von der Gruppe für ihr Ver-

sagen verantwortlich gemacht und, wenn sie unter sich ist, oft auch von den Gammas angegriffen. Er identifiziert sich daher mit dem Gegner der Gruppe und träumt von dessen Potenz.

- Gegner** das Symbol (Alpha) einer *andern Gruppe*, auf die hin die Initiative der Gruppe gerichtet ist. Gilt die Aktivität nicht einer Gruppe, sondern einer Sache, so wird auch diese in ihrem Widerstand personifiziert erlebt. Der Gegner ist somit auch das Zielbild für die Richtung, in die sich die Gruppe hinbewegt, sowie der denen sie begegnet.
- Unabhängiger** Mitglied das mit keiner Gruppe und mit keinem anderen in irgendeiner Position stehenden Einzelmitglied eine Identifikation eingeht und als Beobachter im besten Fall eine katalysierende Wirkung ausübt (auf alle Gruppenparteien oder Einzelne)



Das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und den Sozialisationsagenten

Sprache als Institution

Wie der Instinkt es beim Tier tut, ist die Institution eine regulative Instanz, die das menschliche Verhalten kanalisiert. Dies beginnt mit der Institution Familie und wird in jeder Institutionsform weitergezogen, in die ein Mensch eintritt. Das menschliche Verhalten wird durch institutionelle Verfahrensweisen generalisiert, in Muster eingeformt. Das heisst, das menschliche Verhalten in der Gesellschaft richtet sich nach institutionalisierten Schablonen, die vom Einzelnen verinnerlicht werden müssen. Aus diesem Grund spricht Berger vom „institutionalen Imperativ“ (P. L. Berger, Einladung zur Soziologie, Olten 1969). Institutionen erzeugen also Regulativmuster oder Programme der Gesellschaft für das Verhalten des Einzelnen.

Im Sinne dieser Definition wird unter „Institution mehr verstanden als ein „Institut“, eine gesellschaftliche Einrichtung, wie z. B. eine Anstalt, eine Universität usw. oder gesamtgesellschaftliche Gebilde wie die Wirtschaft, der Staat usw.. Dies wollen wir am Beispiel der Sprache (nach Berger) nachweisen: Die fundamentalste Institution der Gesellschaft ist vermutlich die Sprache. Ausnahmslos alle anderen Institutionen setzen die Sprache als Regulativmuster voraus, um überhaupt existieren zu können. Sie sind abhängig von einem linguistischen System, welches Begriffe, Klassifizierungsmöglichkeiten und damit Anweisungen für das Verhalten des Einzelnen erschafft. Die Institutionen müssen mit Sinnhaftigkeit angefüllt werden. Die Sprache errichtet diese sinnhafte Welt und erhält sie aufrecht. Die Sprache ist auch die erste Institution, mit der der Mensch in seiner Sozialisation in Berührung kommt. Natürlich wird er im Normalfall in die Familie hineingeboren, aber der Säugling, das Kleinkind nehmen die Familie noch nicht als solche wahr. Das Kleinkind nimmt Einzelpersonen wahr, nicht „die Familie“. Hingegen wirkt durch diese Einzelpersonen bereits sehr früh die Sprache im makrogesellschaftlichen Sinn auf das Kind ein. Es ist dieser Sprache, und damit gesell-

chaftlich-sinnhafter Strukturierung ausgeliefert. Die Mikrowelt der kindlichen Erfahrung erhält durch die Sprache eine Dimension, die „jenseits“ liegt, ausserhalb des kindlichen Erfahrungsfeldes, d. h. das Kind erhält durch die Sprache den ersten Eindruck einer Welt, die sich nicht „hier“, sondern „draussen“ befindet, eine Welt, die über das Kind, wie auch über die Andern, die sie ihm vermitteln, hinausreicht. Durch die Sprache wird Wirklichkeit erfassbar, d. h. Wirklichkeit wird durch die Sprache vergegenständlicht. Das Kind ist in einer anhaltenden Erfahrung seiner Umwelt begriffen, und diese Erfahrung wird durch die Sprache strukturiert, verfestigt und in Zusammenhängen verdichtet. Es bildet sich eine Ordnung ab, die durch Sprache objektiviert wird. Das heisst, es wird durch die Sprache zur Gegebenheit, dass sich „Dinge“ „in der Welt“ so oder anders zueinander verhalten, sich so oder anders voneinander unterscheiden. Denn die Institution Sprache setzt die Annahme dieser „Dinge“ als das Wesen der Wirklichkeit voraus. Das Kind übernimmt deshalb auch die Rollen mittels der Sprache und hält Rollenverhalten für reales Verhalten. Den Wörtern der Sprache entsprechen „Bedeutungen“, die ebenfalls den Anspruch von Wirklichkeit erheben. Daher ist es ein wesentlicher Faktor der Sozialisation, dass „Bedeutungen“ dem Kind sprachlich fixiert werden. Z. B. gibt diese sprachliche Fixierung der Handlung eines Andern (z. B. dem strafenden Vater) einen feststehenden Sinn (die „Bedeutung“ der Strafe). Durch die Sprache wird also die „Wirklichkeit“ gerechtfertigt, bzw. erklärt. Das in die Welt eintretende Kind erfährt von dieser Welt also zunächst die allumfassende „Wirklichkeit“ der Sprache. Nach Berger sind vier Grundmerkmale einer Institution zu unterscheiden:

- Aussenhaftigkeit
- Zwangscharakter
- moralische Autorität
- Geschichtlichkeit

1. Aussenhaftigkeit. Wie alle Institutionen wird auch die Sprache als äussere Wirklichkeit erfahren, und wie andere „objektive Gegebenheiten“ wird auch die Sprache einfach übernommen, man tritt in ihr System ein. Dazu ein Zitat aus Berger (Individuum & Co., Stuttgart 1974):

„Die Gegenständlichkeit der eigenen Muttersprache ist von besonderer Mächtigkeit. Jean Piaget, der Schweizer Kinderpsychologe, erzählt irgendwo die Geschichte, wie ein Kind gefragt wird, ob die Sonne auch anders als „Sonne“ heissen könne. Das Kind sagt: „Nein.“ Wieso es das wisse, wird es gefragt. Einen Augenblick ist es unsicher. Dann zeigt es auf die Sonne und sagt: „Schau sie dir dach an.““¹¹

2. Zwangscharakter. Wie alle Institutionen hat auch die Sprache die Macht, zu zwingen. Wer an Stelle der Sprache ein anderes, seiner Meinung nach besseres Verständigungssystem setzen möchte, würde mit unüberwindlichen Barrieren konfrontiert. Kinder mit Sprechfehlern werden unweigerlich zu Aussenseitern bei den Altersgenossen. Mitglied der Gesellschaft sein heisst u. a. sich ihre Sprache aneignen. Aneignung der Sprache impliziert Beherrschung der Sprache. Beherrschung der Sprache heisst in unserem Fall: „richtiges“ von „falschem“ Deutsch unterscheiden zu können usw. Da die Sprache natürlich wie andere Institutionen eine Hervorbringung von unzähligen Individuen ist, kann sich die Sprache nicht als stabiles, unveränderliches Gebilde erhalten. Sie ist ständiger (wenn auch langsamer) Veränderung unterworfen.
3. Moralische Autorität. Institutionen beanspruchen Berechtigung ihrer Existenz. Aus dieser Berechtigung (die konstruiert ist) legitimieren sie ihre Normen. Sie nehmen sich das Recht heraus, gegen den Abweichler Massnahmen (Sanktionen) zu ergreifen. Darunter fällt auch die moralische Massregelung. In der Sprache kommt diese moralische Autorität kaum gewalttätig zum Ausdruck (mit Ausnahmen!). Meist löst sie beim Abweichler

- einfach Schamgefühle aus, oder härter: Schuldgefühle. Der eingebürgerte Schweizer wird kraft seines Akzents nach wie vor wie ein Ausländer behandelt. Die Italienerkinder auf dem Schulhausplatz nehmen eine Aussenseiterposition ein, weil ihre Sprache sie als Aussenseiter kennzeichnet usw.
4. Geschichtlichkeit. Institutionen und damit auch Sprachen sind nicht einfach Gegebenheiten, wie z. B. die Natur. Sie sind vielmehr konstruierte historische Gegebenheiten, die Geschichte haben. Die Sprache war da vor unserer Geburt, und sie wird unseren Tod überdauern. Aber wir haben sie mitgestaltet, mit verändert.

„Die Sprache (und mit ihr die ganze Welt der Institutionen) ist wie ein breiter Strom, der durch die Zeiten fliesst. Wer darauf segelt oder am Ufer wohnt, wirft ständig etwas in ihn hinein. Das meiste sinkt auf den Grund oder verflüssigt sich. Manches gerinnt aber auch und wird über längere oder kürzere Zeiträume von der Strömung mit fortgetragen. Nur wenig treibt mit bis zur Mündung, bis zu jenem Punkt also, an dem dieser eine Strom wie alle andern im Ozean der Vergessenheit, dem Ende aller erfahrbaren Geschichte, aufhört zu sein...“

Karl Kraus hat die Sprache das Haus des Geistes genannt. Solange wir leben, schenkt sie uns, dass wir die anderen, uns selbst, die Welt erfahren können. Noch wenn wir uns Welten jenseits der unseren vorstellen, müssen wir Ahnung und Hoffnung in Sprache umsetzen. Sprache ist die gesellschaftliche Institution vor allen andern. Sie ist die grösste Gewalt, die die Gesellschaft über uns hat.“ (Berger, Individuum & Co. Stuttgart 1974, S. 53)



Die Kommunikationstherapie nach P. Watzlawick

Paul P. Watzlawick entwickelte in den USA ein neues, abgekürztes therapeutisches Verfahren für die Behandlung von Kommunikationsstörungen in Ehe und Partnerschaft. Watzlawick war ursprünglich Tiefenpsychologe (1954 Diplom des C.G. Jung-Instituts) und entwickelte sein neues Verfahren zusammen mit seinen Mitarbeitern aus der analytischen Praxis. Grundlage bildeten vor allem die Forschungen von Gregory Bateson und Don D. Jackson, welche die Kommunikationsformen in Familien von Schizophrenen studiert hatten. Ausserdem hatte, wie Watzlawick berichtete, die Hypnotherapie, die er jahrelang erfolgreich anwandte, einen entscheidenden Einfluss auf die weitere Entwicklung ausgeübt.

Die Kommunikationstherapie ist ein problemorientiertes Vorgehen ausserhalb der verschiedenen Schulmeinungen, kann aber nicht auf die analytische Vorbildung verzichten. Dieses Vorgehen beruht auf 4 verschiedenen Kriterien, die nacheinander geprüft werden, bzw. zur Anwendung gelangen:

1. Problemorientierung

Was ist das Problem? Dies ist die wesentliche Frage, welche genau abgeklärt werden muss. Das Wesen des Problems muss anhand möglichst praktischer Kriterien definiert werden. Diese Kriterien dürfen nicht auf den persönlichen („intrapyschischen“) Formulierungen des Klienten beruhen, sondern auf Abklärungen sachlicher Art, welche die Formulierungen des Klienten evtl. selbst als Teil des Problems entschleiern.

2. Eruiierung der Lösungsversuche

Was wurde konkret bisher unternommen, um das aufgetauchte Problem zu lösen? Dies ist die nächste und wichtigste Frage im Gesamtablauf der Therapie. Denn die genaue Abklärung dieser Frage führt meist zu der überraschenden Einsicht, dass die versuchte Lösung, das Problem am Leben erhält oder gar verstärkt.

DIE LÖSUNG WIRD SELBST ZUM PROBLEM ! Die Einsicht in dieses Para-

doxon ist der Ausgangspunkt der Therapie.

Zunächst ein paar Beispiele:

In Amerika wurde versucht, das Problem des Alkoholismus mit der Alkohol-Prohibition zu lösen. Durch dieses Gesetz wurde aber ein neues Problem geschaffen. Dieser Lösungsversuch erzeugte nämlich die Illegalität des Alkoholkonsums. Die Illegalität wurde dann unter der Kontrolle jener Gangsterbanden gefördert, und so zog dieses neue Gesetz einen ganzen Rattenschwanz nach sich, dem man dadurch beizukommen versuchte, dass noch zusätzlich eine Alkohol-Polizei auf die Füsse gestellt wurde. So nahm dieses Problem Formen an, die mit dem ursprünglichen Alkoholproblem gar nichts mehr zu tun hatten. Die Art des Lösungsversuchs entspricht einer sog. „Mehr-desselben-Massnahme“. Wenn ein Problem durch diese Massnahme gelöst werden kann, gelang die Lösung innerhalb desselben Systems, ohne dass man das System selbst hätte verändern müssen. Zum Beispiel gleiche ich Kälte durch Wärme aus. Brauche ich mehr Wärme, so muss ich „mehr“ Wärme produzieren, den Ofen aufheizen. Wenn aber diese Lösung nicht gelingt (weil der Ofen nichts taugt), so habe ich ein neues Problem (ich brauche einen neuen Ofen). In unserem vorherigen Beispiel erwies sich die Alkohol-Prohibition als das grössere Übel, das heisst, die Prohibition wurde zum Grundübel, als dessen Lösung sie sich ausgab. So gibt es Probleme, die durch ihre Lösungsversuche verstärkt werden. Ein ähnliches Problem sehen wir in der Bekämpfung der Pornographie oder des Rauschgiftkonsums.

Diese untauglichen Lösungsversuche entsprechen dem „gesunden Menschenverstand“. Durch ihn werden sehr viele Alltagsprobleme in ähnlicher Weise verschlimmert oder mindestens aufrecht erhalten. Vielfach glaubt man, am besten verändere man eine unangenehme Situation durch die Einführung ihres Gegenteils. So scheint es z. B. vernünftig, zu versuchen, einen Melancholiker aufzumuntern. Dies hilft ihm aber nicht, sondern seine Depression vertieft sich. Deshalb



scheint es allen nach wie vor vernünftig, eine Mehr-desselben-Methode anzuwenden, d. h. die aufmunternden Bemühungen zu verdoppeln. Durch diesen Lösungsversuch entstehen Schuldgefühle gegenüber jenen, die es so gut mit ihm meinen, und deren Erwartungen (fröhlich sein) er nicht erfüllen kann und denen gegenüber er sich daher undankbar und wertlos fühlt. So fixieren sie seine Depression. Fehllösungen von harmlosen Schwierigkeiten schleifen sich ein, entsprechen gewohnheitsmässigen Erwartungen und Verhaltensmustern und werden dadurch fixiert, d. h. die Fehllösungen werden auch ohne äussere Verstärkung beibehalten und von den Einzelnen schliesslich auf sich selbst angewendet. Nehmen wir die Einschlafstörung als Beispiel eines solch eingeschliffenen Verhaltensmodus, der sich als Teufelskreis entpuppt: Schlaf ist ein Spontanphänomen, das durch einen Willensakt nicht erzwungen werden kann. Die Lösung „mehr desselben“ trägt dazu bei, dass der erwünschte Schlaf sicher nicht eintritt. Das Problem wird im Sinne dieser Lösung ausgeweitet und führt im Extremfall zur Abhängigkeit von Schlafmitteln mit allen Folgen.

Watzlawick hält es in diesem Zusammenhang für Notwendig, eine klare Unterscheidung zwischen dem Gebrauch der Begriffe Problem und Schwierigkeit zu machen:

„Wenn wir ... von Schwierigkeiten sprechen, sollen damit unerwünschte Sachlagen oder Situationen gemeint sein, die entweder durch vernünftige Massnahmen (meist durch eine Veränderung erster Ordnung, wie zum Beispiel die Anwendung von Wärme zum Ausgleich von Kälte) und ohne die Notwendigkeit besonderer Fachkenntnisse behoben werden können, oder wir verstehen darunter den noch häufigeren Fall alltäglicher Lebensschwierigkeiten, für die niemand eine Lösung kennt und mit denen man zu leben lernen muss. Dagegen werden wir von Problemen sprechen, wenn wir damit jene ganz spezifischen Spiele ohne Ende, Sackgassen und Konflikte

meinen, die durch falsche Lösungsversuche von Schwierigkeiten erzeugt und erhalten werden.“ (Lösungen, S. 58)

Watzlawick kennt drei grundsätzliche Formen von Fehllösungen:

- 1) Leugnung des Bestehens einer Schwierigkeit (eine notwendige Lösung wird nicht einmal versucht).
- 2) Utopisieren einer Schwierigkeit (Man versucht, eine Schwierigkeit zu lösen, die unlösbar ist oder die gar nicht besteht; der Lösungsversuch ist daher utopisch).
- 3) Der Lösungsversuch führt zu einer Paradoxie (eine Lösung wird auf der falschen Abstraktionsebene angestrebt; z. B. sucht man eine Lösung erster Ordnung, wo eine solche zweiter Ordnung nötig wäre [Schlaflosigkeit] oder das Gegenteil tritt ein [Fordern einer Haltungsänderung, statt nur des Verhaltens]).

Der ersten Form der Leugnung oder Vereinfachung eines Problems entspricht die sogenannte Ehekolusion, wie sie Jürg Willi darstellt (Die Zweierbeziehung, 1975). Vor ihm haben bereits andere solche Problemverleugnungssysteme entdeckt (Lidz, Wynne, Laing, Schefflen, Ferreiras).

Das Utopie-Syndrom ist der Gegenpol der Vereinfachung oder Leugnung:

„Wenn also ein schrecklicher Vereinfacher jemand ist, der eine wirkliche Schwierigkeit für unwirklich erklärt, dann ist sein weltanschaulicher Antipode der Utopist, der eine unmögliche Lösung für möglich hält.“ (Lösungen, S. 69)

Vorschläge zur Vereinfachung komplizieren das Problem, denn sie täuschen vor, dass gewisse Utopien bereits verwirklicht seien. Vorschläge zur Utopisierung aber verhindern die Realisierung des Möglichen.

Die dritte Form ist am meisten bekannt geworden im Phänomen des Double-bind. Die Paradoxien des Double-bind treten am häufigsten spontan auf (Spon-



tanparadoxie). Sie kommen am leichtesten zustande, sind aber auch sehr schwierig zu beheben

Epimenides von Kreta behauptete: „Alle Kreter sind Lügner“ und schaffte damit eine bekannte klassische Paradoxie. Batesons „Ich lüge“ oder die Aufforderung: „Diesen Satz nicht lesen!“ und viele ähnliche Paradoxien konfrontieren uns mit logischen Unmöglichkeiten und vor die Frage: Wie ist ein solches Problem zu lösen. Die Logiker machen es sich einfach, indem sie es als Pseudoproblem abtun: Da es logisch unmöglich sei, müsse es praktisch bedeutungslos sein.

Nach Wittgenstein, der als erster auf die verhaltensmässigen Folgen logischer Paradoxien aufmerksam machte, waren es Gregory Bateson und seine Mitarbeiter, welche zu diesem Thema systematische Forschungen betrieben. Wir finden Paradoxien hervorragend beschrieben in Ronald Laings Werk „Knoten“ (Frankfurt 1972).

Bei der Kommunikationstherapie geht es nun im zweiten Punkt des Vorgehens um die Frage, inwieweit es von den Beteiligten akzeptiert werden kann, dass die versuchte Lösung selbst das Problem darstellt.

Watzlawick schaltet dabei Versuche von Einsichtsvermittlung aus. Beim einem Symposium (1975) für Ehe- und Familientherapie an der ETH in Zürich hat Watzlawick die These aufgestellt, es sei nicht nachgewiesen, dass die Kenntnis der Genese des Problems eine Voraussetzung für die Lösung sei. Die Eruiierung des Lösungsversuchs führt nun direkt zur Konstruktion des therapeutischen Vorgehens: Die Therapie hat sich gegen die versuchte Lösung zu wenden.

1. Festlegung eines Zieles

Zunächst wird die Anzahl der Therapiestunden festgelegt. Watzlawick besteht darauf, eine Therapie auf 10 Stunden zu beschränken, mit einer Frequenz von mindestens einer Woche. Dadurch ist eine Regel geschaffen, an

die sich der Klient halten muss. Es gibt kein „Spiel ohne Ende“ aus der Therapie.

Die Zielformulierung ist meist nicht einfach. Der Klient bringt subjektive Zielformulierungen, die manchmal durchaus einsichtig sind. Sie bleiben aber innerhalb des Kommunikationssystems, in dem der Klient lebt, stecken. Deshalb sind sie nach Watzlawick für die Therapie nicht verwendbar. Es werden Ziele benötigt, die über die bisherigen Lösungsversuche des Klienten hinausgehen. Die spätere Katamnese orientiert sich an der Frage: Wurde das angestrebte Ziel erreicht? Ja oder Nein?

Mit der Festlegung des Ziels verbunden ist das vierte Kriterium:

2. Bestimmen der therapeutischen Intervention

Die Frage lautet: Welche (manipulative!) Intervention in diesem System müssen wir wählen?

Hier werden häufig und oft zu Recht moralische Bedenken erhoben hinsichtlich der Manipulation. Watzlawick erinnert an eines seiner pragmatischen Axiome: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“ Und dadurch ist es auch unmöglich, nicht zu beeinflussen.

„Man kann sich schwer vorstellen, wie irgendein Verhalten in Gegenwart eines anderen ohne Wirkung auf das Wesen der Beziehung zwischen diesen beiden Menschen bleiben könnte und wie es sich daher vermeiden liesse, den ändern zu beeinflussen.“ (Lösungen, S. 13)

Wer glaubt, man könne Beeinflussung vermeiden, sei ein „Ehrlichkeitsapostel“, der gerade durch seine Unbewusstheit manipulativen Schaden anrichten könne, sagte Watzlawick in Zürich (1975). Es geht deshalb nur darum, wie man die Beeinflussung therapeutisch verwerten kann. Dies darf keine Absage an ethische Vorgaben sein, weil Beeinflussung nie Schaden anrichten darf.



Watzlawicks These: WENN ICH JEMANDEN (MANIPULATIV) ZU EINEM VERHALTEN BRINGEN KANN, DAS NEU UND BESSER IST IN SEINEM KOMMUNIKATIONS-SYSTEM, BEWIRKT DIES HIER UND JETZT MEHR ALS DIE ÜBLICHE KONFLIKT-GENESE-FORSCHUNG.

Die therapeutische Kommunikation:

Es geht nicht darum, den Klienten gezielt eine „neue Sprache“ zu lernen, sondern eher das umgekehrte ist in der therapeutischen Intervention wichtig:

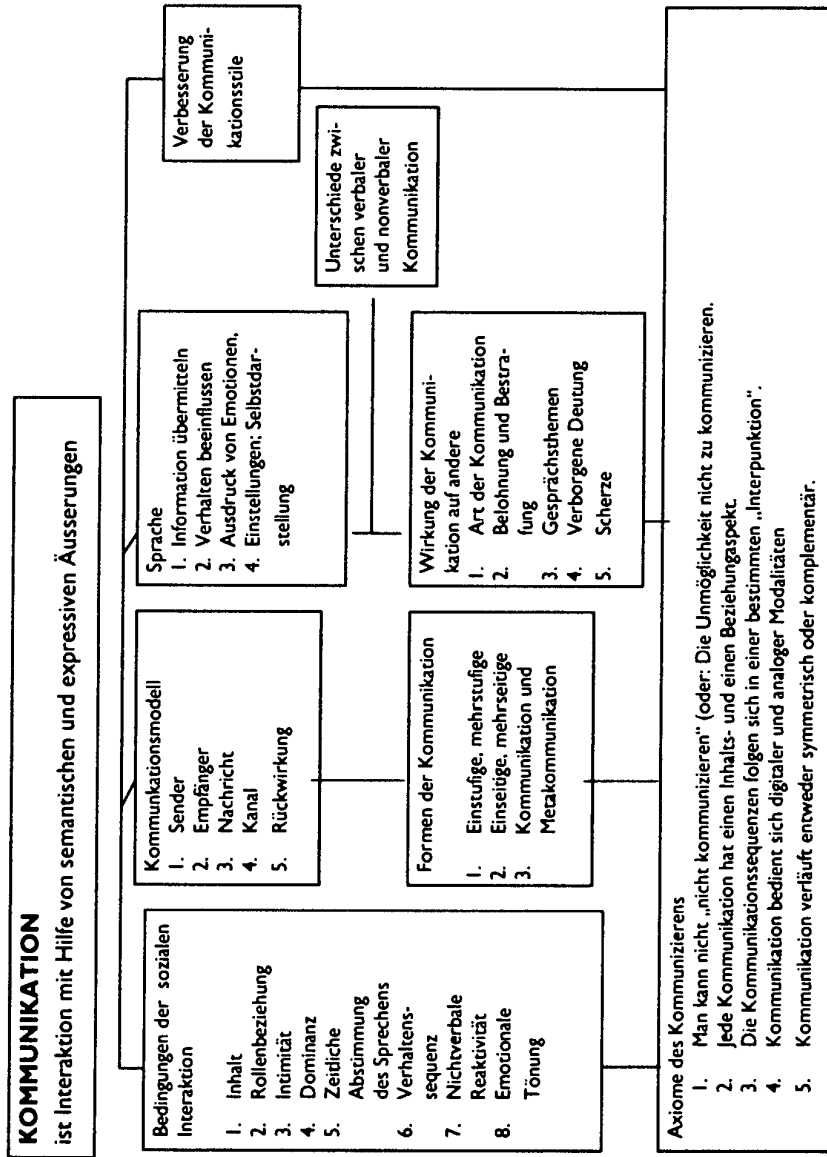
1. Der Therapeut muss lernen, die Sprache des Klienten zu sprechen.
2. Der Therapeut muss die „sanfte Kunst des Umdeutens“ lernen. (z. B. Tom Sawyers Gartenhag) Das Umdeuten einer an sich gleichbleibenden Situation heisst, das Weltbild des Klienten zu verändern. Damit heisst Kommunikations-Therapie, das Wirklichkeitserleben des Klienten so umzudeuten, dass seine Wirklichkeit für ihn erträglich wird.
3. Die Verhaltens-Verschreibung: Meist handelt es sich um eine Verschreibung paradoxen Verhaltens. Zum Beispiel wird genau das Symptom verschrieben. Ein Ehepaar, das in ein Kommunikationssystem verstrickt war, durch welches der Mann dauernd mit subtilen Verhaltensweisen einen Streit heraufbeschwor, kam zu Watzlawick in die Therapie. Die Verhaltensverschreibung bestand darin, dass er den Ehemann anwies absichtlich mit andern Streit zu suchen. Der Ehemann versuchte es - und es gelang ihm nicht! (Siehe Watzlawick et al., Lösungen, Bern 1974, S. 146 ff.)

Wichtig ist es, bei den Verhaltensverschreibungen keine Hintertüren offen zu lassen, sie werden sonst sofort benützt. Dem Klienten werden keine Gründe angegeben, welche die Verhaltensverschreibung rechtfertigen würden. Es ist wichtig, diese Verhaltensverschreibung in einer für den Klienten akzeptablen Sprache zu geben.

In seinem Buche „Die Möglichkeit des Andersseins“ (Huber Bern 1977) umreissst Watzlawick die Intervention der Verhaltensverschreibung folgendermassen:

„Wer an der Unfähigkeit leidet, etwas zu tun, oder umgekehrt unter dem Zwange, etwas tun zu müssen, kurz: wer ein Symptom hat, befindet sich in einer analogen Lage. Wir empfinden Symptome als Hemmung oder Impulse, die sich unserer Beherrschung entziehen, und in diesem Sinne rein spontan sind. Damit aber bietet sich zu ihrer Beeinflussung das Prinzip des similia similibus curantur an. Wenn der absichtliche Versuch, fröhlich zu sein, Depression erzeugt, und die Bemühung, einzuschlafen einen wach hält, dann folgt daraus, dass das absichtliche Ausführen von Symptomhandlungen sie ihrer scheinbar unbeherrschbaren Spontaneität berauben muss. Dies ist tatsächlich der Fall, und die Intervention besteht daher in der Verschreibung – und nicht der traditionellen Bekämpfung – des Symptoms.“ (Seite 81)

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



Empathische Methode als Kritik an Watzlawick

So interessant und verblüffend Watzlawicks Ansatz sein mag: Als Anregung für kreatives Arbeiten kann er jederzeit dienen, aber es dürfte auch klar sein, dass diese Methode nur begrenzt anwendbar ist. Das tendenzielle Fehlen von Empathie das dieser Methode immanent ist, kann, wie ich leider aus Erfahrung weiss, Patienten bei der Symptomverschreibung und anderen Interventionen zu Brüskierung und Befremden führen. Die Psychotherapiepraxis ist leider voll von Patienten, die tiefe und frühe Störungen mitbringen, und die durch solche Methoden, wie ich aus Erfahrung berichten kann, eher in die Flucht geschlagen werden als dass sie sich auf diese Weise helfen lassen.

Watzlawicks Ideen, auf die Biografieanalyse und das Wiedererleben der traumatischen Erfahrungen verzichten zu können, gelten vielleicht für leichtere neurotische Störungen, jedoch für schwerere psychische Erkrankungen sind Methoden notwendig, die sich auf die Ursachen der Beschädigung und zugleich auf die aktuelle Therapiebeziehung richten: Es ist ein intersubjektiver Ansatz notwendig, der schon in der Art der Therapieführung darauf ausgerichtet ist, im Therapiesetting eine Retraumatisierung zu vermeiden. Viele Patienten erleben den Therapeuten in der Übertragung als eine jener biografischen Schlüsselfiguren, die zum Heil oder Unheil der Lebenserfahrung des Patienten beigetragen haben. Hier sind keine therapeutischen Tricks am Platze, sondern ein höchst behutsames, empathisches Mitgehen mit dem, was der Patient vorsichtig zur Sprache bringt. Es braucht, wie Heinz Kohut (1981) sagte, ein Verstehen, „das dem körperlichen Halten nahe kommt“. Er meint damit eine Verschmelzung, die später aufgegeben werden muss. Wobei Kohut aber sagt: „Bei manchen kranken Menschen kann es recht lange dauern, bevor man den nächsten Schritt wirklich wagen kann (...) und dann, sobald der nächste Schritt erfolgt ist, ist man bei einer weit höheren Form der Empathie angelangt, Empathie in einem komplexen Sinn, mit der Erklärung

der Vergangenheit und der Art und Weise, wie diese in der Gegenwart wiederholt wird.“ (Empathie, 1981)

Die Selbstpsychologie Kohuts und seiner Nachfolger

"Psychoanalytische Selbstpsychologie" ist eine neue Psychoanalyse (E. Bartosch), die dem wissenschaftlichen Fortschritt seit Freud Rechnung trägt und in ihre Theorie und Praxis einbezieht. Gegenüber der "klassischen Psychoanalyse" mit ihrer mechanistisch-individualistischen Triebtheorie, die den Patienten zum Objekt macht und angeblich "objektiv" beobachtet, sieht die Selbstpsychologie den Menschen von Beginn seiner Entwicklung an (Embryostadium und Säuglingszeit) bis ins hohe Alter *in Beziehung* und nicht als Trieb- oder Einzelwesen.

Damit stehen die systemischen Vernetzungen, in denen ein Mensch sein Leben lebt, im Vordergrund - vor allem in der Weise, wie sie sich in der Analytiker-Patient-Beziehung abbilden. Beide Teilnehmer der therapeutischen Beziehung bringen je ihre subjektive Geschichte - wie sie in ihren Beziehungen geworden sind - in die aktuelle Beziehung ein, deren Gestaltung und zunehmendes Verständnis mit Hilfe von Deutung und Korrektur der Deutung die analytische Aufgabe ist. Das bedeutet eine klare Absage an autoritär verstandene und geführte Analysen und erfordert die permanente Selbstreflexion des Analytikers, seines eigenen Beitrags zur therapeutischen Beziehung.

Zugleich handelt es sich hier um eine Theorie, die Allgemeinheit beansprucht, weil die Vorgänge in der Therapie sich *mutatis mutandis* in jeder Interaktion beobachten lassen. Damit trägt diese Theorie zu einer allgemeinen und kritischen Theorie der Gesellschaft bei. Sie zeigt die allgegenwärtigen und meist unbewussten Motive und Strukturen der Interaktion zwischen Menschen auf.

Die entscheidende Hilfe für diese Einstellung und diese Arbeit bildet die Theorie und Praxis der Selbstpsychologie, wie sie von Heinz Kohut (1913 Wien - 1981 Chicago) in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten begründet und seit damals von Kollegen und Gleichgesinnten in psychoanalytischer Theorie und Praxis, sowie in der Bindungs- und Säuglingsforschung weiterentwickelt wurde und wird.

Das zentrale Konzept der Selbstpsychologie unterscheidet sich theoretisch und praktisch deutlich von der orthodoxen Psychoanalyse. Die Selbstpsychologie arbeitet an der Selbstobjektübertragung. "Selbstobjekt" bedeutet das fortwährende innere Erleben, dass ein Mensch oder auch eine Sache die für den Aufbau, den Erhalt und die Entwicklung des Selbsterlebens benötigte Basis und Funktion bereitstellt. Es bezeichnet die innere Erwartung (Repräsentanz) ebenso wie die Erfahrung der Erfüllung der Erwartung (d.h. die Erfüllung des Selbstobjektbedürfnisses, siehe weiter unten: Motivationstheorie der Selbstpsychologie).

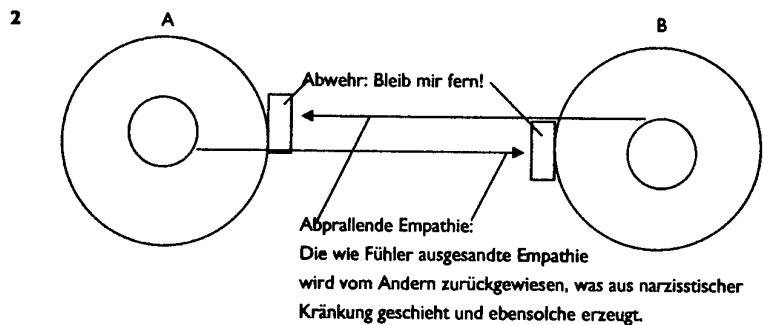
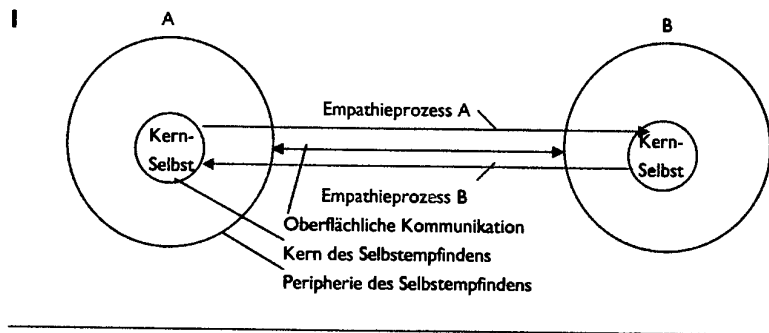
Die selbstpsychologische Methode der kontinuierlich beibehaltenen „Empathie“ und das Bemühen um „optimale Responsivität“ bieten die größte Sicherheit, die Angst des Patienten vor der Wiederholung der früheren traumatisierenden Erfahrungen zu verstehen und ihr gemäß diesem Verständnis zu begegnen. Das subjektive Erleben beider Teilnehmer im analytischen Dialog steht dabei im Vordergrund.

Es handelt sich also um eine Theorie und Methode, in der die oben beschriebenen Mechanismen der Herstellung von krankhafter Normalität aufgehoben sind. Diese Methode ist selbst ein Muster von gesunder Interaktion, in der ein Mensch keine weiteren Schädigungen erleiden soll. Vielmehr soll er erfahren, wie er auf einer sicheren Basis (Bowlby) gehalten und verstanden wird, und wie er in diesem Containing Entspannung, Erklärung und Entwicklung findet.



Empathie als Allgemeines Beziehungsmodell

Heinz Kohuts bedeutsamstes Instrument ist die Empathie, die verbunden mit der Introspektion des Analytikers die Möglichkeit bietet, den Patienten optimal zu verstehen. Der Analytiker greift dabei zurück auf eigene vergleichbare Erfahrung und überprüft fortlaufend die Güte seiner Einfühlung durch Rückfrage und Vergewisserung: Er muss wie die Mutter mit dem Säugling eine affektive und kognitive Einstimmung herstellen, um eine optimale therapeutische Kommunikation herzustellen. Aus dieser Voraussetzung ergibt sich ein allgemein gültiges Kommunikationsmodell, nach dem alle Beziehungsformen funktionieren oder scheitern:



Dieses Modell erklärt, wie sehr der Empathieabbruch, das „Sich-Zurückziehen“ vom Anderen die Kommunikation zum Entgleisen bringt. Die in Schema 1 gezeigte Darstellung einer geglückten, fließenden und gegenseitigen affektiv-kognitiv erfüllten Kommunikation ist gekennzeichnet durch ungestörtes Kommunizieren auf der oberflächlichen und auf der Tiefendimension der Verständigung. Jeder Gesprächspartner kann den andern in seiner affektiven Tiefe (Kern) erreichen und ihn zugleich durch Introspektion auch aus seinem (des Partners) Standpunkt spüren. Es ist ein Modell der gelungenen Empathie, jeder kann sich und den Andern in seinem Sosein erkennen, sein Selbstempfinden nachvollziehen und gelten lassen. Im Sinne Lichtenbergs wird so das Motivationssystem der Bindung gegenseitig in Aktion gesetzt, was eine gegenseitige affektiv-kognitive Einstimmung ermöglicht.

Im Gegensatz dazu zeigt das Schema 2 Das Modell des Rückzugs, der immer dann stattfindet, wenn ein Partner sich unverstanden, verkannt, verletzt, zurückgewiesen, geringgeschätzt usw. fühlt. Es wird damit eigentlich die Frage beantwortet: Was genau zieht sich dann zurück, wenn ein Partner „sich vom andern zurückzieht“? Die Antwort: die Empathie wird zurückgenommen, statt dessen wird eine „Mauer“ hergestellt, die die Empathie des Andern abprallen lässt. Der Verletzte will gar nicht mehr, dass der Andere ihn erreicht in seinem Kern, sondern er will, dass bereits an der Peripherie des eigenen Selbst der Andere mit seinem Empathie- oder Angriffs-Versuch abprallt und scheitert. Es ist im Sinne Lichtenbergs die Mobilisierung des aversiven Systems, durch das ein Grundbedürfnis nach Abgrenzung und Abwendung in erster, oft noch nicht als Aggression erlebter/erkannter Form zur Ausführung kommt. Der Partner stimmt sich auf diesen aversiven Modus sofort ein und reagiert daher selbst ebenfalls aversiv. Beide erreichen einander nicht mehr und wollen auch nicht erreicht werden, da sie sich beide vom andern verletzt fühlen. Die Empathie des Einen wird zurück-



gezogen, und zugleich wird der empathische Akt des Andern zurückgewiesen und umgekehrt. So ist keiner für den andern empathisch erreichbar. Die Kommunikation ist entgleist. An Stelle der ausgesandten Empathie wird diese nach ihrem Abprallen an der Peripherie des Andern auf das eigene Selbstempfinden gerichtet und die gesamte Sensibilität dem eigenen verletzten Selbst zugewandt (Empathie-Introjekt). In diesem Zustand nimmt jeder nur seine eigene Verletzung wahr und kann die Verletztheit des Andern gar nicht mehr spüren. Im Gegenteil: in diesem Zustand will man vom Standpunkt des Andern gar nichts mehr wissen. Wie es dem Andern ergeht, das interessiert schon gar nicht mehr. Man isoliert den Andern vom eigenen Wahrnehmen, schmolzt in Selbstmitleid und straft den Andern damit. Der Andere soll sich erst entschuldigen usw. Durch diese Erwartung auf beiden Seiten erfolgt eine Kommunikationsblockade, welche erst aufgehoben wird, wenn es der eine Partner nicht mehr aushält in seiner Isolation und deshalb wieder die Nähe sucht. Aber erst die Wiederherstellung der gegenseitigen Empathie ermöglicht die Rückkehr zur fließenden und die Selbst-Integrität beider Kommunikationspartner wieder herstellenden Einstimmung im Bindungssystem.

Empathie in der Psychotherapie

Es ist klar, dass dieses Modell für die Psychotherapie von entscheidender Bedeutung ist. Der therapeutische Prozess funktioniert nach diesem Modell, wie alle Kommunikationsformen. Dabei gehört es zum speziellen Werkzeug des Analytikers, die psychischen Störungen nicht nur in den einzelnen Motivationssystemen und Interaktionsgrundformen aufzusuchen, sondern auch, sie im therapeutischen Prozess zwischen Therapeut und Patient zu erkennen, wenn die Störungen sich als Empathiestörungen erweisen: Die psychischen Störungen sind alle mit Empathieabbrüchen verbunden, weshalb diese sich auch in der Psychotherapie unwei-

gerlich zeigen werden. Dem besten Therapeuten wird es passieren: Irgendwann versteht er den Patienten nicht richtig, und dieser reagiert mit einer biografisch erworbenen Interaktionsgrundform und ein grundlegender biografisch bedeutsamer Konflikt zeigt sich in der Beziehung zwischen Therapeut und Patient. Im Wechselspiel von Übertragung und Gegenübertragung wird es zur wichtigen Aufgabe des Therapeuten, den Empathieabbruch mit dem Patienten zu bearbeiten und die Empathie wiederherzustellen. Nur wenn dies gelingt und der Patient wieder Vertrauen fassen und sich verstanden fühlen kann, ist eine Weiterführung der Therapie möglich.

Von der Kunst der optimalen Frustration

Kohut's Forderung nach optimaler Frustration ist vielleicht eines der am schwierigsten anzuwendenden therapeutischen Werkzeuge. Die Herstellung einer Spannung zwischen Patient und therapeutischem Selbstobjekt, welche einerseits in dem Mass erträglich ist, dass der Patient nicht sofort mit Empathieabbruch und Repathologisierung reagieren muss und andererseits und andererseits so viel positive Resonanz mitschwingen lässt, dass der Patient auch unter der optimalen Spannung den Mut und die Zuversicht gewinnt, sich verändern zu können, benötigt eine gewisse therapeutische Erfahrung, um dieses labile Gleichgewicht bewahren zu können.

Damit es dem Analytiker gelingt, eine optimale Frustration therapeutisch sinnvoll und entwicklungsfördernd anzuwenden, darf dabei kein Empathieabbruch erfolgen. Ein Empathieabbruch, ein Rückzug des Patienten deutet immer auf das Misslingen der optimalen Frustration: vielmehr handelte es sich dann um eine pathogene Frustration. Sie repetiert und stabilisiert die alten Frustrationsmuster.

In einer optimalen Frustration behält die psychische Spannung ein Mass, das nicht überfordernd oder gar kränkend ist, sondern das dem Patienten als bewältigbar



erscheint, als Herausforderung zur Bewältigung mit nachfolgendem Stolz, es „geschafft“ zu haben. Die Spannung ist im Sinne einer Aufgabe lösbar, und der Patient spürt, dass es ihm möglich sein könnte, dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Die optimale Frustration ist nur dann gekonnt angewendet, wenn sie auch eine Ermutigung an den Patienten enthält, sich der Aufgabe zu stellen, weil sie lösbar sei. Darin ist natürlich ein Element der Lerntheorie enthalten: Der Patient lässt sich auf die spannungsvolle Situation ein, erlebt die Bestätigung der Bewältigungskompetenz und zieht daraus den narzisstischen Gewinn der Anerkennung seiner Befähigung. Dies bildet eine neue Erfahrung: „Ich habe es bewältigt“ und diese ist mit positiven Affekten verknüpft: Befriedigung, Stolz. Das wirkt als salutogenetische Disposition, die z. B. antidepressiv wirkt.

Eine optimale Frustration kann verbunden sein mit dem Konzept des Containings (Bion), das dem Patienten die Möglichkeit gibt, kritische Äusserungen gegen den Analytiker zu machen, ohne dass dieser mit einer prompten Reaktion oder Rechtfertigung eine Verletzung, Kränkung oder Beleidigung zurückgibt. Vielmehr behält der Analytiker die Kritik, den Vorwurf, die Verdächtigung einmal bei sich, um in sich zu überprüfen, was diese Aktion in ihm bewirkt. Er behält (contains) die Aktion sozusagen unter seiner Verwahrung, ohne dass sie sofort an den Patienten zurückgeworfen wird, und ändert damit eine Interaktionsform des Patienten, der eigentlich damit rechnet, dass seine Aktion sofort eine negative Reaktion zur Folge hat. Damit entsteht ebenfalls eine neue, salutogenetische Disposition, eine positivierende Situation, aus der heraus die Dinge neu betrachtet werden können. Der Patient braucht nicht mit Schuldgefühlen zu reagieren, weil er den Analytiker angegriffen hat, er braucht also auch nicht alte Muster zu repetieren. So wird die ursprünglich von Freud dargestellte optimale Frustration als das „Realitätsprinzip“, nämlich der Fähigkeit, Befriedigung eines Bedürfnisses nicht sofort zu verlangen, sondern auf später verschieben zu können, zu einer psychotherapeutischen Methode, indem das Verhalten des Analytikers ein solches Aufschie-

ben ermöglicht. Aber noch mehr als das: Der Analysand hat dadurch eine Möglichkeit, ein neues, positivierendes Interaktionsmodell zu verinnerlichen. Die verinnerlichten Interaktionsformen werden um eine neue, nicht pathologische angereichert. Die Erlebnis- und Verhaltensstruktur erhält eine neue Interpretations- und Handlungsmöglichkeit, welche die bisher benützten relativieren und psychische Spannung autonom reduzieren kann. Damit hat der Analysand sozusagen ein neues, praktikables „Werkzeug“, um Spannung zu vermindern, weil er dies im Dialog mit dem Analytiker als funktionierend erlebt hat. Sein Vertrauen in den Analytiker, der „Kredit“, den er ihm gibt, wirkt positivierend auf Situationen, in denen er das mit dem Analytiker gemeinsam Erfahrene hilfreich übertragen kann. Der Analysand kann damit ein neues Kompetenzgefühl und damit direkt verknüpft ein verbessertes Selbstwertgefühl erleben und selbst herstellen.

Motivationssysteme und neue Charakterologie

Die praktische Analyse, sei es eine Gesprächsanalyse oder eine Imaginationstherapie, orientiert sich selbstpsychologisch an den von J. Lichtenberg und seinen Mitarbeitern eingeführten fünf Motivationssystemen sowie an dem bevorzugten Habitus, der allgemein das typische Reagieren auf Angst die Interaktionsgrundformen bestimmt. Ich führe im folgenden die im ersten Band meines Lehrbuches (Ich und Selbst, Lehrbuch der analytischen Imaginationstherapie, 1991) weit ausgeführte Theorie von Schultz-Hencke/ Riemann mit jener neuesten Theorie der Motivationssysteme zu einem gut operationalisierbaren praxisnahen System zusammen. Die Motivationssysteme erlauben eine neuartige Charakterologie, indem die alten Pathologiebegriffe abgeschafft werden, weil diese den Einzelnen eben pathologisieren, obschon dies nicht in der Absicht der Autoren liegt. Der Grund liegt in der Sprache und deren Alltagsverwendung. Schnell ist einer zum Hysteriker usw. gestempelt und diese Stigmatisierung muss auf jeden Fall verhindert werden. Die Werkzeuge der Heilung sollen nicht zum Gegenteil führen.

Anstelle der alten Bezeichnungen treten neue und noch fundierter begründete, wie ich auf der folgenden Seite tabellarisch zusammenfasse:

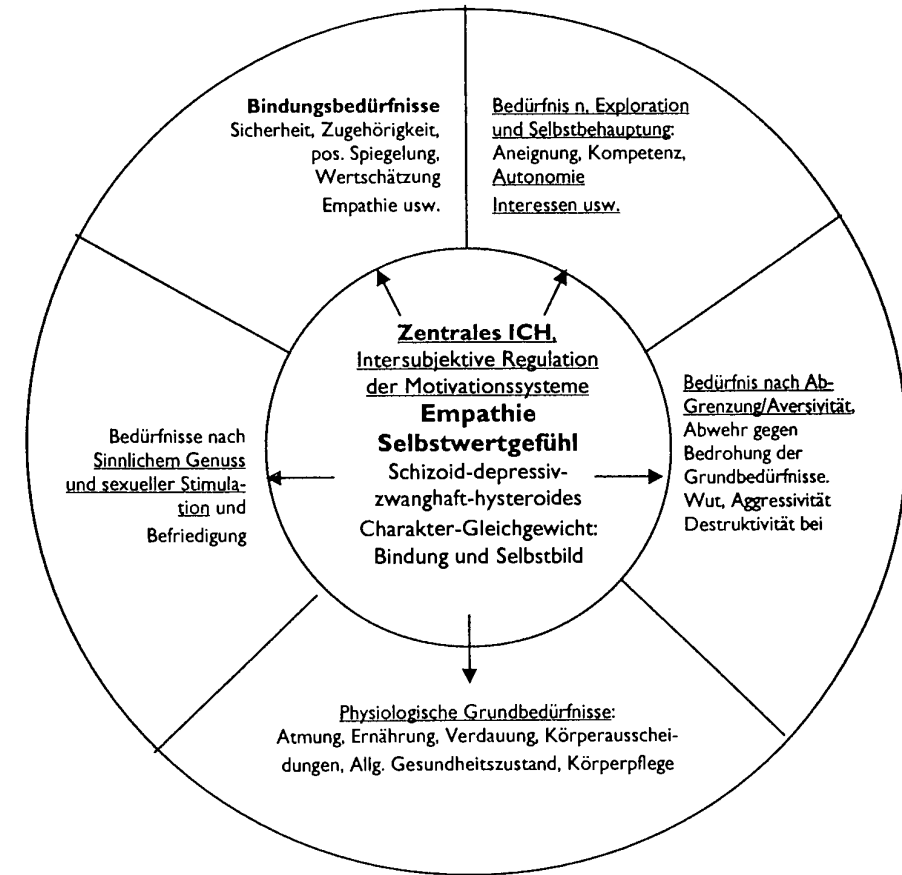
Alte Bezeichnung	Motivations-Störung	Neue Bezeichnung
Schizoider Charakter	Verbot des Nähe- und Kontaktbedürfnisses, Bindungsperson wehrt die Bindungsbedürfnisse des Kindes ab oder spürt sie nicht.	Sicherheitsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Misstrauen
Depressiver Charakter	Bindungsperson verweigert Empathie oder ist allg. empathiearm. Dem Kind bleibt nur die Anpassung an die Bindungsperson, um die hohe Spannung zu reduzieren.	Anpassungsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Verlustangst
Zwanghafter Charakter	Bindungsperson verweigert Explorationsbedürfnisse, stellt die Welt als gefährlich dar, fürchtet selbst die Welt. Erziehung durch Angst, Rituale und Kontrolle	Kontrollbedürftiger Charakter Grundgefühl: Ordnung gegen Bedrohung
Phobischer Charakter	Bindungsperson isoliert das Kind von allem, was sie selbst fürchtet. Ignoriert deshalb die Motivationssysteme des Kindes, behindert seine Bedürfnisse nach Exploration und Aversion	Vermeidungsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Vermeiden und Ausweichen gegen Bedrohung
Hysterischer Charakter	Bindungsperson verweigert angemessenen Halt und Schutz, stellt die Welt als Selbstbedienungsladen und als unverbindlich dar, setzt keine oder zu wenig Grenzen und fördert unangemessen die Exploration des Kindes	Innovationsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Flucht nach vorn vor Einengung
Autoritärer Charakter	Bindungsperson setzt sich selbst und von ihr anerkannte Autoritäten als einzigen Massstab. Sie verweigert die Selbstentfaltungsbefürfnisse des Kindes und gibt ein Identitätsverbot, überwacht dies und straft. Empathieabwehr als Schwäche.	Gehorsamsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Schuld- und Strafangst, meist auf andere projiziert und dort verteufelt

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



Triebhafter Charakter	Bindungsperson reagiert auf die Bindungsbedürfnisse mit Verschiebung auf ein anderes Motivationssystem: Sinnlicher Genuss und sexuelle Stimulation. Z. B. zur Reduktion hoher Spannung wird Nahrung angeboten. Falsche Empathie. Essstörungen-Milieu.	Genussbedürftiger Charakter Grundgefühl: Hunger (psychisch und/oder körperlich) und Scham, Suchtgefährdung
Narzisstischer Charakter	Bindungsperson verweigert natürliche narzisstische Anerkennungs- und Selbstwertbedürfnisse des Kindes, verachtet und beschämt.	Anerkennungsbedürftiger Charakter Grundgefühl: Selbstunwert, Abwehr von Beschämung durch Imponiergehabe, narzisstische Wut
Dissozialer Charakter	Bindungsperson lässt das Kind in seinen Bedürfnissen verwahlen. Sie kümmert sich nicht oder falsch um die Grundbedürfnisse von Nähe (Bindung) und Exploration. Oft Gewaltanwendung. Das Aversionssystem wird verkrüppelt, Abgrenzung wird konvertiert in Destruktion.	Rachebedürftiger Charakter Grundgefühl: ich bin liebensunwert in einer bösen Welt, in der man nichts bekommt, was man sich nicht selbst nimmt.

Das Selbstsystem (modifiziert von W. Disler, nach J. D. Lichtenberg)



Die Analyse lässt sich unschwer nach der biografischen Arbeit am Schicksal der Regulationsformen aufschlüsseln: Die Formen der Regulation des Selbstgefühls in den verschiedenen Bereichen der Motivation erfahren je nach individueller Lebenserfahrung zum Teil typische, zum Teil sehr unterschiedliche Schicksale. Die Praxis der Psychotherapie und der Analyse fördert diese Schicksale ins Bewusst-

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder. Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.



sein der Analysanden. Dies ermöglicht die Arbeit an den einzelnen Verhaltens- und Interaktionselementen: Der Umgang mit der Angst führt zu typischen Verhaltensstilen, die als Charakterstrukturen bekannt sind und eine Basis psychischer Störungen enthalten. Eine Störung der psychischen Entwicklung wird immer in verschiedenen Motivationssystemen (wenn nicht in allen) anzutreffen sein und ist von typischen reaktiven Interaktionsformen begleitet.

Zum Beispiel kann ein depressiver Patient Defizite in den Systemen Bindung, Exploration und Aversion aufweisen. Er kann also aufgrund seiner Lebenserfahrung seine Bedürfnisse nach Sicherheit, Zugehörigkeit, Wertschätzung usw. nicht oder nicht gut umsetzen, er hat den Mut nicht, sich seine Umwelt anzueignen, sich ihr explorativ zuzuwenden, sondern bleibt zurückhaltend und isoliert und zugleich kann er sich weder durchsetzen, noch kann er ihm unangenehme Zuwendung oder Aufforderung von Aussen nicht abwehren und nicht nein sagen, sich nicht abgrenzen. Die Kombination der Regulations-Schicksale in diesen drei gestörten Motivationssystemen ergibt eine typisch depressive Verhaltensform, die sich den einzelnen Systemen überlagert und den Patienten nach aussen hin „depressiv“ erscheinen lassen. „Unter“ der Depression sind nun zuerst die einzelnen Störungen der Motivationssysteme zu verstehen und zu verarbeiten, bevor sich die Depression auflöst. Die Arbeit setzt in der biografischen Aufarbeitung der erworbenen Störungen im Bindungssystem, im Explorationssystem und im Aversionssystem an. Das erlaubt dem Patienten während der Analyse Einblick und Verständnis in seine durch Lebenserfahrung strukturierte Innenwelt und seine entsprechenden Verhaltens- und Interaktionsgrundformen. Diese Art der Analyse, deren oberstes analytisches Instrument die Empathie ist, erweist sich in der Praxis nicht nur als für den Patienten äusserst wirksam, sondern auch für den Analytiker als „benutzerfreundlich“ (J. Lichtenberg et al., 2000). Ohne dogmatische Methodeneinengung ist somit ein sehr kreatives Arbeiten mit den grundlegenden

psychischen Systemen möglich, das auf alle Formen psychischer Störungen anwendbar ist

Diese Methoden habe ich in mehreren Schriften dargestellt (Siehe Literaturverzeichnis). Daraus abgeleitet habe ich ein Axiom, das für jede psychische Strukturbildung gültig ist.

Dislers Axiom:

Intrapsychische Interventionen (→ also in der bewussten oder unbewussten Fantasie) prägen den Beziehungsaspekt einer äusseren Kommunikation genauso wie umgekehrt die Interaktion zwischen Menschen die Psyche strukturiert.

Erklärung:

Psychische Störungen, ursprünglich durch äussere Identitätsverbote erzeugt, setzen sich durch Verinnerlichung dieser Identitätsverbote intrapsychisch fort und repetieren von hier aus durch konditionierte falsche Überzeugungen und Gedankenkreise immer neu da capo die alten negativen Erfahrungen.

Das Identitätsverbot ist ein menschliches Produkt.

Verbote sind eine objektive gesellschaftliche Wirklichkeit.

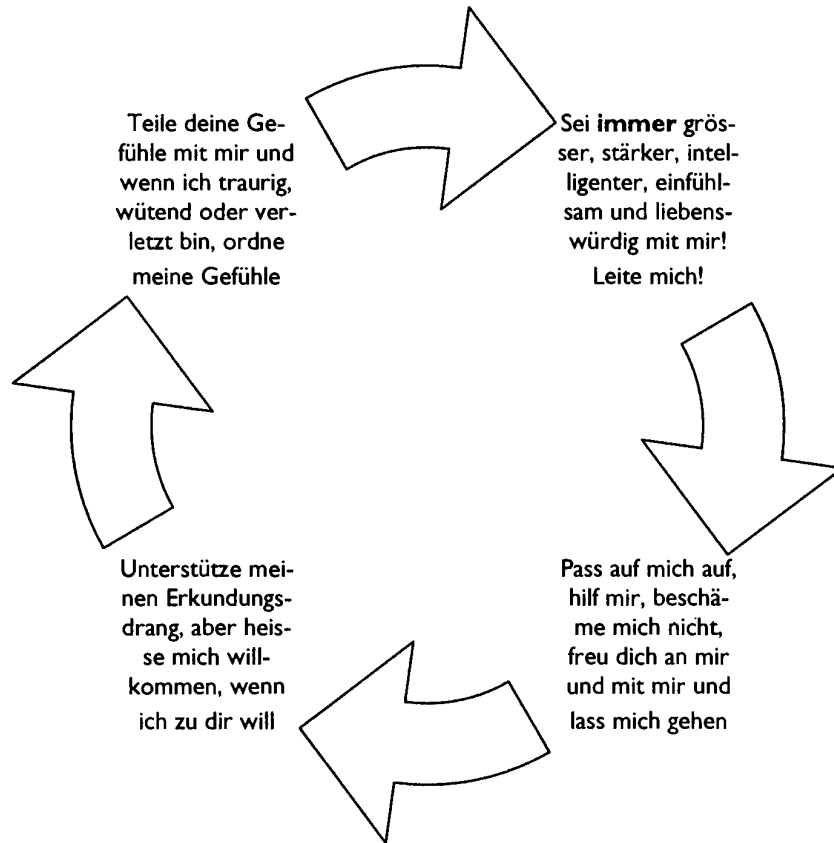
Der gehemmte, fremdbestimmte Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.

Therapie ist ohne Verständnis dieses Wirksystems nur oberflächliche, das System aufrecht erhaltende Kosmetik



Bedingungen psychischer Sicherheit im Bindungssystem

In der folgenden Grafik ist das Sicherheitsbedürfnis aus der Sicht des Kindes ausgesprochen:



Cooper Hoffman, Marvin und Powell haben einen vergleichbaren „Kreis der Sicherheit dargestellt (in Scheurer-Englisch, Süß und Pfeiffer, Hg., Wege zur Sicherheit, Psychosozial-Verlag, Giessen 2003). Dort fehlt m. E. explizit die Empathie als Faktor der Sicherheit, wenn sie auch implizit dort sicher ihren Platz hat.

Selbstverständlich sind dies Forderungen, die in jeder sozialen Zugehörigkeit mehr oder weniger bewusst erwartet werden, wenn auch nicht mit der Ausschliesslichkeit des kleinen Kindes. Leider werden sehr viele dieser Bedürfnisse nicht befriedigt und meist auch als überfordernde Wünsche abgetan. Die Pathologie der Normalität beruht ja eben gerade darauf, dass diese Grundbedürfnisse in unserer Welt mit Füßen getreten werden und von den kleinen Kindern bereits „erwachsene“ Verhaltensweisen erwartet werden.



LITERATUR zur Pathologie der Normalität**A. Pflichtlektüre für Studentinnen und Studenten der AAP**

Berger, P.L./ Luckmann, Th; Dreitzel, Hanspeter,	Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft	S. Fischer, Frankfurt 1969 dte - Enke, Stuttgart, 1972
Erikson, E. H., Fend, Helmut,	Kindheit und Gesellschaft, Sozialisierung und Erziehung	Klett, Stuttgart 1971 Beltz, Weinheim 1969
Linton Ralph,	Gesellschaft, Kultur und Individuum	S.Fischer, Frankfurt 1974
Neumann, Erich,	Tiefenpsychologie und neue Ethik	Kindler-TB, München 1964
Richter, H. E.,	Lernziel Solidarität	Rowohlt, Hamburg 1974
Szasz, Thomas,	Geisteskrankheit – ein moderner Mythos?	Walter, Olten 1972

B. Allgemeine, zitierte und empfohlene Literatur:

Adorno, T.W.,	Studien zum autoritären Charakter	Suhrkamp 1968
Ammon, Günter, Battagay, Raymond,	Dynamische Psychiatrie Der Mensch in der Gruppe	Luchterhand Huber, Bern (TB)
Basaglia, Franco, Bateson, Gregory et al.,	Die negierte Institution Schizophrenie und Familie	Frankfurt 1971 Suhrkamp 1974
Brückner, Peter,	Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus	Frankfurt 1972
Brückner/ Leithäuser/ Kriesel,	Psychoanalyse	Europ. Verlagsanstalt
Brim/Wheeler/ Hartmann,	Erwachsenensozialisation	dte Stuttgart 1974

Cooper, David, Dahrendorf, Ralph, Denker, Rolf,	Der Tod der Familie Homo Sociologicus in: Die Gewissens-Frage	Rowohlt dnb 6, 1972 Köln 1964 RADIUS Projekte 54, Stuttgart ,72
Disler, Werner A.	Lehrbuch der Imaginations-Therapie	IKTS, Luzern/Zürich 1991
Disler, Werner A.	Silvans Erklärungen	IKTS, Luzern/Zürich 1982/91
Disler, Werner A.	Am Anfang war Beziehung	IKTS, Luzern/Zürich 1991
Disler, Werner A.	Selbstpsychologie hinter Gittern	IKTS, Luzern/Zürich 2004
Fürstenau, Peter,	Soziologie der Kindheit	Quelle & Meyer, Heidelberg, 1969 Europ. Verlagsanst.
Fromm, Erich,	Der moderne Mensch und seine Zukunft	dva 1974
Fromm, Erich,	Anatomie der menschlichen Destruktivität	
Gruen, Arno	Der Verrat am Selbst	dte Taschenbücher Bd.35000, DTV, 2004 Bd.35002, DTV, 1998
Gruen Arno	Der Wahnsinn der Normalität	
Gruen Arno	Der Verlust des Mitgefühls	Bd.35140, DTV, 1997
Gruen Arno	Der Fremde in uns	Bd.35161, DTV, 11. 2002
Gruen Arno,	Der Kampf um die Demokratie	KLETT-COTTA, 02.2002
Goffman, Erving,	Stigma	Suhrkamp (TB Wissenschaft) Piper-Verlag Fischer-TB
Foudrain, Jan, Gottschalch, W. et al, Haensch, Dietrich, Hofstätter, P. R.,	Wer ist aus Holz? Sozialisationsforschung Repressive Familienpolitik Einführung in die Sozialpsychologie	rororo Sexologie 8023 Kröner-Verlag
Hacker, F,	Aggression	Molden-Verlag (jetzt auch Fischer-TB)
Klein, Melanie,	Die Psychoanalyse des Kindes	Kindler TB

Kohut, Heinz (1959)	Introspektion, Empathie und Psychoanalyse	Suhrkamp Frankfurt 1977
Kohut, Heinz (1979)	Die Heilung des Selbst	Suhrkamp Frankfurt 1981
Kohut, Heinz (1984)	Wie heilt die Psychoanalyse?	Suhrkamp Frankfurt 1987
Kohut, Heinz (1981)	Über Empathie	Selbstpsychologie, Europ. Zschr. Heft 4, 2001
Laing, Ronald, Laing, Ronald, Mandel, Gérard,	Die Politik der Familie, Das geteilte Selbst, Die Revolte gegen den Vater, Das Selbst und die motivationalen Systeme	Kiepenheuer & Witsch Kiepenheuer & Witsch S. Fischer
Lichtenberg, J. D. Lachmann, F. M. Fosshage, J. L. Lichtenberg, J. D., Lachmann, F.M., Fosshage J. L. Muss, Barbara,	Zehn Prinzipien psychoanalytischer Behandlungstechnik Gestörte Sozialisation,	Brandes & Apsel, 1992/2000 Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta, 2000.
Orange, D. M., Atwood, G. E., Stolorow R. D. Pirella,	Intersubjektivität in der Psychoanalyse	Juventa Materialien, M 12 Brandes & Apsel, Frankfurt a.M. 2001
Plack, A.,	Sozialisation der Ausgeschlossenen, Die Gesellschaft und das Böse,	dnb 54 List-Verlag, München
Riemann, Fritz,	Grundformen der Angst,	E. Reinhardt-Verlag, Basel 1975
Stern, D. N.	Mutter und Kind. Die erste Beziehung,	Stuttgart: Klett-Cotta, 1979
Stern D.N.	The interpersonal world of the infant, Deutsch: Die Lebenserfahrung des Säuglings, Tagebuch eines Babys.	New York: Basic Books, 1985 Stuttgart: Klett-Cotta 1991
Stern D.N.	Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt.	München: Piper 1992

Stolorow, R. D., 1987 Brandchaft, B., Atwood, G. Szasz, Thomas,	Psychoanalytische Behandlung: ein intersubjektiver Ansatz, Die Fabrikation des Wahnsinns, Gruppenpsychologie, Menschliche Kommunikation, Lösungen,	Frankfurt am Main 1996 (deutsch) Walter-Verlag, Olten 1974 Pfeiffer, München Huber Bern
Sbandi, Pio, Watzlawick, Paul et al., Watzlawick, Paul et al., Wullschlegler, Otto,	Religiöse Erziehung und Jugendkriminalität,	Huber Bern Verlag Sauerländer 1974

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.
 Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke.
 Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

